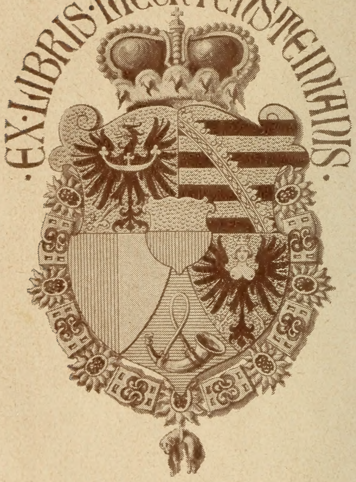
4.4. H.VI.5.C.9

45.–



34.6.1.

f. Linsh. Bibl.

Christian Thomasius,

nach

seinen Schicksalen und Schriften

dargestellt,

von

H. Luden.

Mit einer Vorrede

von

Johann von Müller,

Königlich Preußischem geheimen Kriegsrath
und Historiographen.

Berlin 1805.

Bei Johann Friedrich Unger.

B2605
.Z7 L83
1805

6
Copy___

LL
54244
24 JE 66

91-17270
ep35
07/17/19

Dem Königlich Preußischen

ersten geheimen Kabinetsrath,

Herrn Beyme,

Aller guten Wissenschaft Kenner und Beförderer,

ehrfurchtvoll zugeeignet

vom

Verfasser.

Vorrede.

Wenn neben der Heldenbahn der Eroberer und neben dem öffentlichen Leben der Häupter und obersten Diener des Staats, der Gang der Denkungsart nnd Wirksamkeit eines Gelehrten seine Annalen verdient, so gebührt eigentlich solchen die Ehre, die, an Geist und Art ausgezeichnet, mit nicht geringerer Weisheit als Wissenschaft, auf die Bildung der Menschheit ihrer und folgender Zeitalter einflußreiche Kraft geäußert. Obschon Verwaltung und Waffen, wodurch das gemeine Wesen

unmittelbar besteht, natürlich die Aufmerksamkeit am allgemeinsten fesseln, so unleugbar ist für unser Vaterland Europa nicht weniger wichtig, die Fortschritte oder den Rückgang eines jeden Volks in seiner Cultur zu beobachten. Denn auffallender als zu unserer Zeit ist kaum je bewiesen worden, daß nicht physische Überlegenheit, noch angelernter Mechanismus, daß Geist und Character die Oberhand giebt. So irrig der Wahn wäre, bey dem rastlosen Streben der vorzüglichsten Völker, ungestraft zurückbleiben zu können, so eitel wäre die Anmaßung eines Gewalthabers, den Ideenschatz, das Erbtheil der Jahrhunderte, nach Willkühr spärlich unter die Menge kommen zu lassen. Zwey Dinge, die jedem empfänglichen Menschen sein Anrecht sichern, haben in der europäischen Republik einen unbestechlichern, muthigern, unvertilgbarern Demos, *) als jener attische gewesen, hervorgebracht: Seit Guttenberg die Druckerey gelehrt, seit Religion und Philosophie durch Luther und Thomasius in der Muttersprache vorge-

*) Volksgemeinde.

tragen wurden, hat die Verbreitung und Verewigung der Kenntnisse ein Publicum gebildet, welches hin und wieder auf einige, auch längere, Zeit, gänzlich aber erst alsdann verstummen kann, wenn wahre Sittenverderbniß (Trägheit und Selbstsucht) ein unwiderstehliches Weltreich aufkommen lassen sollte. Alsdann erst könnte der Occident, wie China, seinen Tschi-Hoangti bekommen; welcher siegreiche prachtliebende Kaiser durch Vernichtung der Bücher den Ruhm seiner Thaten verdunkelt, und zu dem (nach kaum fünf Jahren erfolgten) Sturz der Herrschaft seines Hauses hiedurch hauptsächlich beygetragen hat.

Unter den Männern, welchen wir eine große und fruchtbare Verbreitung gemeinnütziger Ansichten und Überzeugungen zu danken haben, ist Christian Thomasius der vorzüglichsten einer.

Die Früchte der Unternehmung Luthers, welcher den biedern teutschen Sinn an fremdem Trug zuerst gerochen, waren seit mehr als hundert Jahren durch Wortstreitigkeiten und den Zwang scholastischer Formen beynahe ungenießbar geworden.

Die Weisheit, welche für alle ist, wird selten lang in der Einfalt, womit sie aus der Quelle floß, vorgetragen. Bald wird ihr Zugang wie mit einem dornichten Gestrüpp unerhörter Kunstausdrücke umzäunt; oder man hüllt sie mumienartig in festanliegende Bande, deren Hieroglyphe für die ausschließende Zunft selbst nur auf einige Zeit klaren Sinn hat. Solcher maßen war dazumal auch die Religion (in ihrem Wesen die Tochter des Gefühls und der Anschauung, in ihrer Form eine aus der höchsten Vorwelt viele erhebende, viele lehrreiche Epochen herunter geführte Überlieferung) ein trockenes, stachlichtes System von Dogmen und Controversen geworden, und die Philosophie, gebannt in die Schranken der Lehrform eines mißverstandenen großen Geistes, fremde der Natur, ihrer Quelle, fremde der Welt, welche sie bilden sollte, ertönte von Kathedern und Bänken mit unnütz-verhallendem Geschrey.

Solchen Mißbräuchen, wodurch viele große und geistreiche Völker nicht nur im Joch der Vorurtheile, sondern in durch-

gängiger Unbehülflichkeit zurückgehalten werden, begegnete Thomasius mit kühnem Schritt auf die rechte Art. Wie Cacus nichts mehr fürchtete, als aus der grausen Höhle hervorgezogen zu werden, so ist dem Reich der Finsterniß und aller Tyrannen nichts verderblicher, als Enthüllung vor den Augen der Menge. Denn es ist, es ist, in unserer Natur ein Wahrheitssinn, welcher, einmal aufgeregt und angesprochen, so lang er den Muth behält, gerade zu sehen, schwer zu täuschen ist. Ihm die Oberhand, ihm Thatkraft geben, das heißt eine Nation wahrhaft aufklären.

Hiezu würkte Thomasius, theils durch die teutsche Sprache seines Vortrages, theils durch sein unaufhörliches Bestreben, alles klar, alles gemeinnützig zu machen, und zu dem Ende in dem ursprünglichen Wesen seiner Tendenz darzustellen.

Schwer bleibt jedem auf einer neuen Bahn rasch vorausschreitenden Mann, jeden Schritt zu messen, daß keiner seitwärts trete. So mag der Eifer für die Volkssprache, und, in einer Periode seines Lebens für eine besondere Art von Religio-

sität, Thomasen für altclassische Literatur unempfindlicher gemacht haben. Ganz der Mann seiner Zeit, wußte er diese Früchte einer verblüheten, schönern Welt nicht nach ihrem Werthe zu schätzen, empfahl sie aber, ohne es zu denken, durch seine Lobreden auf Lebensweisheit. (Wo ist so viele, wie bey den Alten!).

Wenn nach ihm über selbsterdachte Begriffe und Vorstellungen die Ergründung und Beachtung von Thatsachen hin und wieder versäumt worden seyn sollte, so fehlt viel, daß darum Er, ein Mann von den vielseitigsten Kenntnissen, einer Verachtung der eigentlichen Gelehrsamkeit beschuldiget werden dürfte. Das Schwerfällige, das Ungenießbare, nahm er ihr. Daß Leichtsinn, Trägheit und Eitelkeit Wortgepränge dem reellen Gehalt oft vorziehen würden, konnte er so wenig als andere Ausschweifungen hindern: doch zeigte er den besten Prüfestein: auf allem, was dem Menschen, was dem Staat unnüz ist, hielt er nie.

Dieser Charakter einer, nach damaliger Art zu reden, durchaus pragmatischen

Denkungsart, seine helle freye Ansicht und seine lebensvolle Ergreifung der Gegenstände wurde, nach seinem Vorgang, wie das Erbtheil der unter seiner vorzüglichen Beywirkung entstandenen Universität Halle.

Wenn der vortreffliche Geist Veit Ludewigs von Seckendorf, der, der ersten einer, das kunstvolle Räderwerk einer Staatsverwaltung mit anwendbaren Lehren vor die Augen der Menge gebracht; wenn Philipp Jacob Speners redlicher Sinn, der das Christenthum von Kathedern und Canzeln in die Häuser und Herzen des Volks bringen wollte; wenn, in den ersten Zeiten einer Monarchie von charakterisirender Duldung, in jenem ersten regen Streben nach jeder Ehre, jedem Fortschritt, solche Edle, und ein Mann von Thomasens Lebendigkeit und Umfassung bey Organisirung einer gelehrten Anstalt zusammen wirken, so muß der Eindruck bleibend werden.

Der dem Neid und Verfolgungsgeist kaum entwichene Flüchtling fing an, jedem Zweig der Wissenschaften, den er öffentlich untersuchte, eine neue Gestalt so zu geben,

daß er, was man sonst nur aus Büchern lernte, jedem in sich selbst und in der Welt Lauf besser zeigte. Die seinem Lehrstuhl gleichsam angebildete Universität zeichnete sich durch gleiche Hinsicht auf das Gemeinnützige aus. Das freye Wirken des Geistes war ohne Nachtheil für Ordnung und Sitten, weil auch Thomasius die muntere Laune und sein Feuer strenger Sittlichkeit unterwarf, und durch warme Religionsverehrung den Jünglingen zu zeigen suchte, welche Ehrfurcht der Grund aller gesellschaftlichen Verfassung und innern Glückseligkeit verdient.

Wie wenn der elektrische Funke einen sehr empfänglichen Stoff trifft, so, als der Masse teutschen Wissens und dem ungebrauchten Schatz der unerschöpflichen Muttersprache einsmals wieder Geist und Kraft gegeben ward; in zwanzig, dreyßig Jahren wurde durch Thomasius und zu Halle mehr Altes neu beseelt und benutzbar, als vorher kaum in fünfmal so langer Zeit.

Die Religionswissenschaft, in deren meist polemischem Vortrag die Dialektik sonst die Oberhand hatte, damals aber ei-

ne trübsinnige, harte Methodisterey sich einzuschleichen drohete, wurde was sie sollte, einerseits durch bessere Forschung der Urkunde, anderseits durch wohlthätige Anstalten. Das ist die Hauptsache, recht wissen, was Gott will, und es thun.

Man weiß, wie viele Opfer Thomasius als Rechtsgelehrter dem Aberglauben entrissen, wie er nach der schönen Einfalt seiner Freyheit manches in dem Naturrecht erheiterte; dabey freute er sich seiner jüngern Collegen, deren einer das Chaos der Rechte mit der elegantesten Bestimmtheit ordnete, ein anderer zeigte daß ein gutes Kirchenrecht auch ohne Pabst seyn kann.

Die Verbindung der Rechte mit der Geschichte, die ihre Ursachen erklärt, die Verbindung der letztern mit der Politik, die bis auf diesen Tag nie ungestraft ihr Licht verschmähet, fühlte er, und widersetzte sich nicht wie andere dem aufblühenden Glück Johann Peter Ludewigs, welchem der erste Ruhm ihrer Anwendung zukömmt. Nur diese Kunst (Montesquieu's unsterblicher Lorbeer, weil niemand sie einnehmender entwi-

ckelt) giebt noch einiger Hoffnung Raum, daß die viertausenjährige Chronik der Thorheiten unseres Geschlechts nicht ganz vergebens geschrieben seyn dürfte; zum Beyspiel, wenn sie die Verkehrtheit von dieser, die verderbliche Scheinbarkeit jener Maaßregel, wenn sie die Geheimnisse unbenutzter Kraft und die schwachen Seiten der Präpotenz, wenn sie die mannigfaltige List offenbart, durch die manchmal unersättlicher Ehrgeiz Völker um ihre Selbstständigkeit getäuscht hat.

Wenn man den Eindruck der Empfehlungen Thomasens bey Hofe, wenn man den Eindruck seines Beispiels auf die jüngeren Lehrer und auf die academische Jugend bedenkt, so ist nicht zu leugnen, daß an allem Ruhm der in anderen Facultäten vollbrachten guten und großen Dinge einiger Antheil auch ihm gebührt.

Wir danken, was wir sind, jenem genialischen Hauch, welcher in den Erdkloß, unsern ersten Vater, fuhr. So ist über alle Rechnung, was ein academischer Lehrer von solcher Anziehungs- und Bildungskraft auf sein und folgende Zeitalter Gutes vermocht. In der That: Viele, die mit großer Pracht

und Macht ihr Zeitalter auf das glorreichste unglücklich gemacht, oder mit unsäglicher List und Kühnheit mystificirt haben, werden die Achtung und Liebe wie so ein Mann bey der Nachwelt nicht finden.

Christian Thomasens gegenwärtiger Biographe, ein junger Mann, durch Rechtschaffenheit und das trefflichste Aufstreben vielen edlen Menschen lieb, vor kaum neun Jahren mit aller Wissenschaft und Gelehrtheit unbekannt, gebildet in Göttingen, freylich durch die Weisheit und Kunst, noch mehr aber durch die liberale väterliche Theilnehmung der ehrwürdigsten Lehrer, hat also wol nicht übel gethan, aus den Werken dieses Mannes die Geschichte ihrer Entstehung und seiner Schicksale zusammen zu stellen.

Die Erzählung, wie vielfältig Thomasius in dem endlosen Dunkel der Mystik herumgeirrt, die Erwähnung, wie hoch über Virgil er den Lohenstein und Hofmannswaldau gesetzt, zeigt die Unpartheiligkeit des Verfassers. Im übrigen lebt Thomasius mit großem und verdientem Namen, so ungelesen aber, wie seine Dichter, in der Geschichte; die Alten werden bleiben, so lang

als die Natur, deren vollkommenste Ausbildung bey ihnen ist.

Der Vorredner müßte den Verfasser schlecht kennen, wenn er nicht weit vollkommnere Arbeiten, als diese erste von ihm erwarten und versprechen zu können glaubte. Hiezu ist aber die Ermunterung eines billigen Publicums dem aufstrebenden Talent jederzeit nöthig. Luden verdient sie; sein Werk ist Beweis davon.

Berlin, d. 4. Aprill 1805.

Johann von Müller.

Christian Thomasius
Leben und Schriften.

Thomasius wurde am ersten Tage des Jahrs 1655 zu Leipzig gebohren. Frau Maria, des Herrn Jeremias Weber, Licentiats der Gottesgelehrtheit und Archidiaconi zu St. Nicolai in Leipzig, Tochter, brachte ihn ihrem Gatten, dem Herrn Jacob Thomasius, Professor der Beredsamkeit. Er erhielt in der Taufe den Namen Christian.

Die Zeit der Jugend, wo das Gemüth Form und Character erhält, ist eine wichtige Periode; die Äußerungen der Kinder sind nicht minder verschieden, als die des männlichen Alters; sie zu beobachten, und aus ihnen den künftigen Lebensgang zu errathen, ist kein kleiner Genuß; sie erzählen zu hören, die ersten Bewegungen des jungen Geistes von dem Mann selbst, der sie gewahrte, ist ergötzend und belehrend: aber für den Entfernten versenkt sich die erste Lebenszeit des Menschen in Vergessenheit und die Tage der Kindheit lau-

fen auf gleiche Weise bey allen vorbey. Deßwegen wissen wir von dem Thomasius aus dieser Periode nichts zu erzählen; aber es läßt sich erwarten, daß für seine Erziehung, obgleich er seine Mutter im achten Jahre verlohr, von seinem Vater Alles, was er leisten konnte, geschehen seyn wird; und was er leisten konnte, das wird der begreifen, der da weiß, daß er Leibnitzens Lehrer war, und daß Leibnitz ihn achtete. *) Aber auch das, was Thomasius selbst, **) und andre, von den Jahren seines Lebens erzählen, wo sich der Knabe an den Jüngling schließt, enthält eben nichts Außerordentliches. Seine Thätigkeit zeugt von einem regen Geiste, wie er Menschen zu bewohnen pflegt, die, einen Schritt weiter zu gehen als ihre Zeitgenossen, bestimmt sind, und sein weiterstrebendes Leben verräth jugendliche Kraft, die sich an ihrem eignen Wachsthum ergötzt. Er verließ die Schulen, wo er Gel=

*) Mehrere von Leibnitzens Briefen sind an ihn gerichtet; auch noch dann, als Leibnitz den höchsten Punkt seiner Philosophie erreicht hatte, sprach er von ihm mit Achtung.

**) In der Vorrede zu seinen institutiones jurisprudentiae divinae.

lers, Rappolts und Herrichs Unterricht nebst dem seines Vaters genossen hatte, und wurde ein Mitbürgrr der Akademie zu Leipzig in einem Alter, in welchem man es unter uns selten gewohnt ist; aber er entschloß sich nicht sogleich, wie es meistens geschieht, einen bestimmten Zweig des menschlichen Wissens ausschließend zu studieren; sondern, obwol sein Vater wußte, daß sich der ganze Horizont der Wissenschaften für Eines Menschen Geist zu weit dehnt, und daß ein jeder um des Allgemeinen Willen sich eine besondre Gränze setzen muß, so erlaubte er es doch dem Sohn, sich die Wahl vorzubehalten bis zu einer reifern Einsicht, und sich vorläufig blos mit der Ergründung philosophischer Wahrheiten zu beschäftigen. Wohl hatte dies Verfahren seinen Grund mehr in dem Wahne, obgleich es von der Philosophie, die man damals kannte, kein Wahn war, die Philosophie sey eine untergeordnete Wissenschaft, und gleichsam zum ewigen Frohndienst der andern Wissenschaften bestimmt, die man damals die höheren, jeßo aber, vornehm, die Brodwissenschaften nennt, als in der Ueberzeugung, daß nur der sein besondres Fach durchaus ergründen könne, der das All-

gemeine und Ganze wenigstens in seinen Principien kennt, und daß die Me schheit nur alsdann zur Einheit mit sich selbst kommen könne, wenn ein jeder es erkennt, wie seine Doctrin mit den andern auf einem Stamme wurzelt, wie sich seine Wissenschaft an die des andern anschließt, und wie alle nur dadurch Werth haben, daß sie, um ein Ganzes zu vollenden, sich gegenseitig aufklären und ausfüllen; aber Nachahmung verdient dieses Verfahren, und es würde manchen davor schützen, daß er nicht verlohrene Jahre vergeblich bejammert. Daher besuchte Thomasius die Vorlesungen Johann Ittig's über die Physik, Valentin Alberti's über die Metaphysik, Johann Kuhns, Otto Menkens, Christ. Friedrich Frankensteins und Adam Rechenbergs mathematische, politische und historische; am meisten aber w l die seines Vaters, der über des Hugo Grotius Buch vom Rechte des Kriegs und Friedens, Vorträge zu halten pflegte. Auch wurde er von dem letztern fleißig zum Disputiren angehalten; aber wenn ihm dieses Veranlassung zum Nachforschen, und eine gewisse Ge andheit des Geistes gab; so war die Geschichte der Philosophie, so gut sie sein Vater

auch lehren mochte, und so vielen Werth Thomasius selbst darauf setzte, doch schwerlich heilsam für sein junges Gemüth, das noch keine Gewißheit kannte, die auf festem Boden ruhte, und mithin noch keinen Maßstab hatte, die größere oder geringere Wahrheit philosophischer Behauptungen zu berechnen. Des berühmten Pufendorfs vielgepriesenen, heftigbestrittenen, aber immer Sachreichen Schriften, besonders das Werk über das Natur- und Völkerrecht, zogen Thomasius Aufmerksamkeit auf sich; er las sie mit Begierde: aber die freyern Untersuchungen des Pufendorfs konnten dem Jüngling nicht gefalleu, dessen Geist noch so sehr vor dem Ansehen der Theologen zitterte, daß er den der ewigen Verdammniß würdig hielt, der daran zu zweifeln wagte, was sie für Grundlehren ausgaben. Er wußte ihnen keine Gränze zu stecken, und welche hätten sie sich selbst gesteckt? Darum zweifelte er lieber an seiner Einsicht, als an der Lehre, welche die Gewohnheit geheiligt hatte.

Nachdem Thomasius 1671 Baccalaureus, und ein Jahr später, also in seinem 17. Jahr, Magister der Philosophie geworden war, so erwählte er zu dem Hauptgegenstande seines

Studirens mit der Erlaubniß seines Vaters die Rechtsgelahrtheit. Zu dieser Wahl vermochte ihn die Liebe zum Naturrecht, welche Pufendorf und Grotius ihm eingeflößt hatten, und die rühmliche Absicht, auf diese Weise eine Lücke der Philosophie auszufüllen. Diese Absicht möchte etwas thöricht scheinen, weil Thomasius nicht etwa durch die Kenntniß des Naturrechts die bestehenden Gesetze und Verfassungen der Staaten verbessern wollte, sondern weil er überzeugt war, das Naturrecht könne nicht von der Philosophie ohne die Jurisprudenz nach seiner Würde ergründet und dargestellt werden. *) Aber seine Jugend würde ihn noch für einen größern Irrthum entschuldigen, und er spricht ja auch nur von der Philosophie, welche auf der Akademie gelehrt wurde. Einem so thätigen Geiste, wie Thomasius beseelte, fehlte wol der nöthige Fleiß für seine neue Wissenschaft nicht: aber weil es ihm an einem Führer gebrach, und er, indem er bald die Verträge von diesem, bald von jenem besuchte, keine Einheit, nach welcher er strebte, in die man-

*) Am angeführten Orte, woher diese Erzählung bis zu seinen Schriften genommen ist.

nigfaltigen Notizen und Sätze zu bringen wußte, die er auf diese Weise zusammen trug, so begab er sich im Jahr 1675 nach Frankfurt an der Oder, ob er da finden möchte, was er suchte. Er fand es nicht, ungeachtet Stryck und Rhez seine Lehrer waren. Darum versuchte er selbst juristische Vorlesungen zu halten, um, wie er sagt, lehrend zu lernen, in der That aber wol, weil er weiter zu sehen glaubte, als seine Lehrer: und bey diesen Vorlesungen war er schon bemüht — was er auch vorher gewollt haben mag — das positive Recht durch das der Natur zu verbessern. Er las nemlich vor einigen Zuhörern über die Justinianischen Institutionen, und andern erklärte er Klenks quaestiones zu den Büchern des Grotius, um zu sehen, wie er sagt, was Grotius und Pufendorf ihm genützt hätten. Sein Bestreben ging zugleich dahin, den leztern zu bekämpfen; aber wie sehr er sich gefreuet haben mochte, wenn man ihn heftig bekriegte, und wie fest er gehofft hatte, er würde endlich von seinen gottlosen Irrthümern ablassen, so fühlte er bey der Erscheinung der Apologie des Pufendorf so sehr die Gewichtigkeit der Gründe des leztern und sein eignes und der

Andern Unvermögen, sie aufzuwiegen, daß er gänzlich auf seine Seite trat. Dieses Gefühl aber erweckte in ihm die wohlthätige Einsicht, daß er vorher nichts gewußt, und zwischen einem rohen Chaos von erlernten Kenntnissen nur am Kappzaum des Vorurtheils und der Gewohnheit gewandelt habe: welches eines Menschen unwürdig sey. Dies brachte ihn zu dem männlichen Entschluß — der von einem kräftigen Mann gefaßt seyn will, und dann gewaltig eingreift in des Menschen Thun und Leben, der aber auch, wenn er einem schwachen Kopf, wie es leider oft geschieht, aufgedrungen wird, von seinen wohlmeynenden Lehrern, Alles vernichtet, woran sich das Leben des Menschen im Gewühl der Welt noch zusammenhalten mag: — zu dem Entschluß, Alles selbst zu untersuchen, keine Autorität der Menschen anzuerkennen, nur die Gründe abzuwägen, und nach eigner Einsicht zu entscheiden.

1679 wurde er Doktor der Rechte, und machte alsdann eine Reise nach Holland, wol zunächst in literärischer Hinsicht, vielleicht auch deswegen, weil er mißtrauisch gegen sich selbst geworden war, und keinen andern etwas zu lehren wagte, worin er sich selbst noch so

schwach fühlte. Die Aufnahme, welche er in Holland, z. B. bey dem bekannten Philologen Grävius fand, hatte vielleicht Einfluß darauf, daß er nach seiner Rückkehr in seine Vaterstadt nicht nur das bürgerliche Recht und die Pandekten lehrte, (wobey er Grotius und Pufendorf stets unter sich, und sich mit andern zu vereinigen suchte,) sondern auch selbst gerichtliche Händel führte; denn das, meynte er, sey der Prüfstein, an welchem die Kenntniß manches Rechtsl hrers die Farbe verliereu würde, wenn er seine Theorie auf einen vorgelegten Fall anwenden solle, und ohne diese Anwendung sey sie nur ein todter Körper. Thomasius zeigte bey dieser Gelegenheit großen Scharfsinn, Gewandheit und nicht gemeine Gelehrsamkeit. Auf die Literatur Deutschlands oder auf den innern Zustand der Wissenschaften hatten diese Händel freilich keinen weitern Einfluß, aber sie zeigen uns in dem Character des Mannes Redlichkeir, Gradheit, und Offenheit, die Vertrauen erwarben, weil sie Vertrauen verdienten, und eine Liebe für das Recht, die keine Arbeit scheute, und die dem gemeinen Advocatensinn fremd ist. *) Indeß verließ er

*) Der erste seiner, 1720 herausgegebenen, juristischen Händel fällt in diese Periode.

bald die Gerichtshöfe: denn, obwohl ihm diese Uebungen einen wünschenswerthen Lohn — Antheil an der Staatsverwaltung — in der Ferne zeigten, so mochte sein Gemüth, welches bereit war, geduldig zu ertragen, was Gott ihm auflegte, sich doch nicht nach dem Vielsinn des Volks richten, oder dem langweiligen Hergang der Gerichte folgen. Daher fing er seine Vorlesungen wieder an; eine große Menge Zuhörer machte ihn kühner in seinem Vortrage: aber diese Kühnheit im Vortrage neuer und ungewohnter Lehren erschreckte die jungen Leute so sehr, daß sie ihn bald mit seinem Grotius allein liessen. *) Der überraschte Mann ließ sich durch diesen Vorfall nicht irre machen, und auch seine Zuhörer erhohlten sich bald von dem Schrecken, den ihnen eine solche unerwartete Neuerung eingejagt hatte. Sie

*) Am angeführten Orte §. 17. Alacriorem me reddebat frequentia Vestra, quam tum quidem non expectaveram, sed vix tamen libro primo absoluto, cum praecedente die Corona vestra circumdatus docueram, subito me solum relinquebatis cum Grotio. Ita videlicet terror Panicus ingruentis pestis Vos expulerat a Telietis nostris.

versammelten sich wieder um den Lehrer, und dieser konnte die Vorlesungen, indem er vorsichtiger zu Werke ging, beendigen. Dann unternahm er ein neues Collegium über des Pufendorfs Buch von der Pflicht des Menschen und Bürgers. Die Art, welche er bey diesen Vorträgen befolgte, hat er selbst beschrieben, und sie verdient Lob. Pufendorfs Lehren hatten großen Widerspruch erregt: darum schickte er eine Geschichte der Streitigkeiten vorauf, führte selbst dir Sache der Partheyen, hob den eigentlichen Nerv der Behauptung heraus, zeigte die Quellen und den Ursprung der Sätze und den Zusammenhang derselben unter sich selbst: aber der Hauptprüfstein für die Wahrheit einer Hypothese blieb ihm doch, wie es scheint, der Einfluß auf das Leben, den man sich davon versprechen konnte. Ob das die freye Untersuchung nicht gehindert habe? läßt sich nicht ausmachen, weil es sich vielleicht anders verhält.

Im Jahr 1683 trat Thomasius öffentlich hervor mit Anmerkungen zu Strauchs Dissertationen über das römische Privatrecht; *) eine

*) Annotationes theoretico practicae in Joh. Strauchii dissertationes ad universum jus Justinea-

Schrift, die freylich nicht ohne Scharfsinn verfaßt ist; die ihm aber schwerlich, weil er nur dem Grotius und Pufendorf folgte, und sein Vater ihn vielleicht abhielt, so frey zu reden, als er später pflegte, einen Platz in der Geschichte der Literatur vindicirt haben würde, zumal da sie lateinisch geschrieben war. Dasselbe gilt auch von der lateinischen Schrift, die er 1685 über das Verbrechen der Vielweiberey *) herausgab, aber sie ist darum merkwürdiger, weil ihr Verfasser merkwürdig geworden ist, und sie gewiß Einfluß auf seinen Lebensgang hatte. Sein Vater war nämlich unterdeß gestorben:

neum privatum. Schon früher sind einige Disputationen von ihm theils in Frankfurt, theils in Leipzig gehalten. Alle Disputationen und Dissertationen des Thomasius sind vom Jahre 1775 bis 1780 in 4 Quartbänden von Uhl gesammelt und zu Halle gedruckt. Für den Juristen mögen sie einen großen Schatz enthalten: wir aber können uns nicht auf sie einlassen, denn ihre Zahl ist 138, und sie behandeln oft nur einen Gegenstand des üblichen Rechts. Nur einzelne, durch ihren Inhalt, oder die Zeit ihrer Erscheinung bedeutende, können von uns angeführt werden.

*) De crimine bigamiae.

wer hätte ihm da Vorsicht gepredigt? Er ging freyer mit der Sprache heraus, und legte es der Welt klarer vor Augen, was man sich bisher aus dem Munde der Studenten über seine Vorlesungen erzählt hatte. Freylich griff man ihn dieser Schrift wegen noch nicht an, aber sie brachte doch den ersten Satz des Unwillens in manches Gemüth, und man verzieh es ihm nicht, daß, ob er gleich zugab, die Polygamie sey durch willkührliche göttliche und menschliche Rechte verboten und deswegen ein Frevel, er es nicht eingestehen wollte, sie sey wider das Naturrecht. —

Die erste Schrift, welche Thomasius in der Sprache seines Vaterlandes ausgehen ließ, war ein Programm, — »welcher Gestalt man denen Franzosen im gemeinen Leben und Wandel nachahmen solle?« — worin er »der studierenden Jugend zu Leipzig ein Collegium über des Gratians Grundreguln, vernünftig, klug und artig zu leben,« eröffnete. Diese Abhandlung schlug er im Jahre 1688 an das schwarze Brett, welches noch nie durch die deutsche Sprache entweiht worden war: und damit war für Deutschlands Literatur gewiß ein wichtiger Schritt gethan, und für die Bil-

dung seiner Sprache das sicherste Mittel ergriffen. Zwar hatte Luthers schaffender Geist die rauhe Masse deutscher Wörter zu einer Sprache gebildet, voll Kraft und Würde, und eines ernsten Ansehens, jedoch nicht ohne Zierlichkeit und Anmuth; und mancher kräftige Mann hatte ihm, wie in der Kühnheit des Denkens, so in der Anwendung deutscher Rede nachgeeifert. Aber weder die Gediegenheit seiner übrigen Werke, noch die Lauterkeit seiner Uebersetzung der heiligen Schriften konnten bewirken, daß Deutschlands Gelehrten auf seinen Fußstapfen fortgewandelt wären. Sein Kampf mit der deutschen Sprache war vielleicht nicht minder wichtig, als der mit der römischen Hierarchie; aber die Siegstropäe, die er in jenem davon trug, glänzte nicht länger ungestört, als die, welche ihn in diesem verherrlichte. Wer noch deutsch schrieb, der verunstaltete die Schönheit seiner Sprache durch Flittern, die er den Franzosen abborgte, um seine Rede damit reichlich zu umhängen: jemehr man französische Wörter unter die deutschen schob, desto zierlicher und geschickter glaubte man zu sprechen, und es ist zuweilen schwer zn erkennen, ob das Deutsche oder das Französische

die

die Grundlage ist. Diese Unart war es wohl zunächst, was im Anfange des 17ten Jahrhunderts den Palmorden hervorbrachte; eine Gesellschaft, die sich selbst die fruchtbringende nannte, und deren edle Mitglieder sich die Reinheit der deutschen Sprache zum Hauptzweck setzten. Sie wurde im Jahr 1617 nach Italienischer Weise durch Caspar von Teutleben zu Weimar — wo Deutschlands Genius so oft die goldenen Flügel regte — gestiftet, und Herzog Ludwig von Anhalt zum Vorsteher derselben ernannt. Sie erhielt sich bis zum 18ten Jahrhundert und strafte ihren Namen nicht, wie es oft geschieht, Lügen. Während der grauenvollen Verwüstung, welche der Krieg 30 Jahre lang über Deutschland ausschüttete, entflossen dem trostreichen Munde des edlen Opitz deutsche Gesänge; zeigte der sinnvolle Logau deutschen Witz, und lehrte der gediegene Flemming fromme Ergebung. Ihnen folgten Andre, von denen sich, wenn nichts anders, doch das rühmen läßt, daß sie auf Reinheit der Sprache hielten. Aber, wenn auch die Töne dieser Dichter nicht umsonst verhallten, so hatten sie auf die Sprache wenigstens nicht so vielen Einfluß, daß sich die alte Weise

nicht neben ihrer Reinheit erhalten, und wo möglich verschlimmert hätte. Ueberdem herrschte der Wahn, daß ein Gelehrter nur Latein schreiben und reden dürfe: denn die lateinische Sprache sey die Sprache der Gelehrten; und wenn sich jemand herabließ, in seiner Muttersprache etwas zu sagen, so war es gewöhnlich nur, um sich in Streitigkeiten — welche meistens die Religion betrafen — eine Parthey zu machen. Auf den hohen Schulen wurde der Jüngling gewöhnt, Latein zu denken, und hatte dann für das Gedachte nur ein lateinisches Wort: denn sein Lehrer unterrichtete ihn nur in lateinischer Sprache, und lehrte ihn die deutsche vergessen. So rissen sich die Gelehrten von den Ungelehrten los, und bildeten einen eignen Staat im großen Staate des menschlichen Geschlechts. Sie sollten dieses erziehen, und warfen selbst eine Kluft zwischen sich und das Geschlecht, welche das Eingreifen ihres Geistes ins Leben der Menschen unmöglich machte. Es ist freilich ein Gedanke, der Vielen erfreulich dünkt, daß man in der lateinischen Sprache sich den Gelehrten aller Völker unmittelbar mittheilen könne: aber der Mensch soll der Welt und nicht den Gelehrten

leben; der Gelehrte ist ein Mensch; und wer seinem Volke lebt, der hat der Welt gelebt. Wol ist es schön, daß eine Sprache allenthalben verstanden, weil sie nirgend gesprochen wird, und wer eine neue Wahrheit entdeckt zu haben meynt, der thut wohl, wenn er sie in dieser Sprache verkündigt: aber nicht, um sie da zu vergraben, oder sie dadurch allein den Gelehrten zu sichern, sondern um sie durch die letztern desto schneller zu verbreiten, und desto früher allgemeiner zu machen. Wenn die Streitigkeiten der Gelehrten, besonders der Theologen, immer in einer fremden Sprache geführt wären, meynt man, so wäre vieles Unheil, was sie über die Völker gebracht haben, vermieden worden: allein kein Streit sollte geführt werden, um des Streits willen; wird er aber geführt um Wahrheit und Recht: warum sollte man ihn zu einem Privatkampf der Gelehrten machen? Ist es etwa die Wahrheit nicht werth, daß die Menschheit wider sich selbst für sie in die Schranken tritt? Freilich scheinen die Beweise des Schwerts nicht gründlich, und die Mehrheit scheint den Irrthum vertheidigen zu können: aber der Mensch kämpft nicht allein für die Sache der Wahr-

heit, und ein gewaltiger Arm hat die Welt noch nicht besiegt. Die Gewichtigkeit des Rechts ist sehr groß, und, ob die Wage zu schwanken scheint, sie senkt sich nach ihrer Seite!

Gewiß war es also ein lobenswerther Schritt des Thomasius, daß er die Fesseln des alten Vorurtheils zerbrach, und die Gewohnheit nicht als seine Göttin verehrte. Er kündigte sein Collegium, dessen Gegenstand eben so unerhört war, als die Form, in welcher er es ankündigte, nicht blos deutsch an, sondern versprach auch, es deutsch zu lesen. Er hielt Wort; und damit war die deutsche Sprache auf den Lehrstuhl versetzt, der ihr längst gehört hätte. Denn ob man gleich allgemein theils darüber erstaunte, theils dadurch aufgebracht wurde: so behielt das Gefühl, so sey es recht, doch die Oberhand, und nöthigte nach und nach Deutschlands akademische Lehrer, die lateinische Sprache mit der deutschen zu vertauschen; oder, wenn nicht dieses Gefühl es that, so wurden sie auf eine andere Weise gezwungen, dem Zeitgeist nachzugeben. Und so wurden alle die Nachtheile für die Zukunft aufgehoben, welche der lateinische Unterricht hervor-

bringen mußte. Schon dafür allein verdiente Thomasius, weil er den ersten Stoß gab, in dem Andenken seiner Landsleute fortzuleben! Ob nicht neue Nachtheile daraus entsprungen seyn mögen? wer will das leugnen? Aber der Gewinn bleibt immer groß, weil jene bey weiten minder bedeutend sind; und wären sie größer: wer möchte den Thomasius dafür verantwortlich machen?

Wie groß die Achtung für die lateinische Sprache aber auch seyn mochte, so war die Unzufriedenheit über die Nachahmung der Franzosen doch gewiß bey vielen noch größer. Thomasius beginnt seine Abhandlung mit den Urtheilen dieser Unzufriedenen, daß in Deutschland Alles, sagar die Sünden und Krankheiten französisch seyen, und daß ein alter Deutscher, wenn er von den Todten wiederkehrte, sich nicht würde überreden lassen, er sey in seinem Vaterland. Er weiset sie nicht ohne Scherz zurück; meynt, ein weiser Mann müsse das, was nicht zu ändern ist, tragen und zum Besten kehren. Darum räth er, den Franzosen nachzuahmen, »denn sie sind doch die geschicktesten Leute, und wissen allen Sachen ein recht Leben zu geben.« Aber, wer dem Alexander

nachahmen wolle, der brauche den Kopf nicht eben schief zu tragen, sondern jeder müsse »das Hauptwerk ergründen, durch welches sich derjenige, so nachgeahmt wird, seine Hochachtung erworben. Dann untersucht er, was die Franzosen selbst unter sich in hohem Werth halten; darauf: ob die Franzosea denn auch wirklich hierin einen Vorzug haben? und macht nun eine Vergleichung zwischen den französischen und deutschen Gelehrten, die wahrlich nicht zum Vortheil von diesen ausfällt. Aber, was er den Franzosen am meisten zum Verdienst anrechnet, ist, »daß sie ans einem überaus klugem Absehen nicht allein ihre Werke mehrentheils in französischer Sprache heraus geben; sondern auch den Kern von denen Lateinischen, Griechischen, ja auch nach Gelegenheit teutschen Autoren in ihre Muttersprache übersetzten; denn dadurch wird die Gelehrsamkeit unvermerkt mit großem Vortheil fortgepflanzet, wenn ein jeder dasjenige, was zu einer klugen Wissenschaft erfordert wird, in seiner Landessprache lesen kann, und es sich nicht erst, um fremde Sprachen zu erlernen, sauer werden lassen muß.« Dagegen heißt es von den Deutschen, daß sie ihre Sprache nicht so hoch

halten. »Denn an Statt, daß wir uns befleißigen sollten, die guten Wissenschaften in teutscher Sprache geschickt zu schreiben, so fallen wir entweder auf die eine Seite aus, und bemühen uns die Lateinischen oder Griechischen Terminos technicos mit dunkeln und lächerlichen Worten zu verhunzen, *) oder aber wir kommen in die andre Ecke, und bilden uns ein, unsre Sprache sey nur zu denen Handlungen im gemeinen Leben nützlich, oder schicke sich, wenn es aufs Höchste kömmt, zu nichts mehr, als Histörchen und neue Zeitungen darinnen zu schreiben, nicht aber die philosophischen oder deren höhern Facultäten Lehren und Grundreguln in selbiger vorzustellen.«

So weit verräth sich ein edler Eifer für unsre Sprache; minder gut aber möchte es scheinen, was Thomasius gegen das Lernen der lateinifchen über die Einführung der französischen und überhanpt von dem Unterricht sagt. Aber Folgendes muß man nicht vergessen. Gegen das Lateinlernen spricht

*) Einige Mitglieder des Palmordens haßten und flohen jeden fremden Ausdruck nicht minder, als einige Puristen unserer Zeit, und machten sich dadurch eben so lächerlich

Thomasius nicht in Rücksicht des Gelehrten, sondern in Rücksicht des gemeinen Lebens und Wandels. »Man lasse diejenigen, sagt er ausdrücklich, so Lust dazu haben und die vom Studiren die Zeit ihres Lebens Profession machen wollen, Latein und Griechisch genug lernen, denen aber, so man im gemeinen Leben gebrauchen will, und denen das Studiren wegen des Lateinischen sauer und verdrießlich wird, helfe man ohne Verdrießlichkeit, mit dem was sie gelernt haben, fort.« Er streitet gegen das Lateinlernen, »nicht zwar, als ob die lateinische Sprache die Gelehrsamkeit hindern sollte, (denn wer wollte so unvernünftig raisonniren?) sondern weil durch die durchgehends gewöhnliche Lehrart viel ungegründet und unnöthig Zeug nebst den Latein in die Gemüther der Lehrlinge eingeprägt wird, welches hernachmals so feste klebet, und merkliche Verhinderungen bringet, daß das tüchtige und gescheide nicht haften will.« Daß Thomasius aber mißverstanden wurde, und daß sich von seiner Zeit an die zunehmende Abneigung gegen die alten Sprachen herschreibt, dafür ist er wol etwas verantwortlich, weil er doch behauptete, auch ohne die Sprachen kön=

ne man gelehrt seyn, »Sprachen seyen wol Zierrathen eines Gelehrten, aber an sich selbst machten sie niemand gelehrt;« und weil er in der That nicht zu fühlen scheint, daß grade durch die Sprache und durch die Darstellungsweise des Schönen und Wahren, das Alterthum klassisch ist. Freylich war das Latein dieser Zeit nicht die Sprache des alten Roms; aber eben deswegen hätte er durch seinen Ausdruck sie nicht mit dieser in eine Klasse setzen sollen. Deutsche Wörter mit lateinischen Endungen nannte man auch Latein. — Daß er aber die französische Sprache neben der deutschen beybehalten wollte: dafür verdient er Entschuldigung, weil jene sich auf Deutschlands Boden so fest eingewurzelt zu haben schien, daß wol sein kühner Geist daran verzweifeln mochte, sie je auszurotten. Darum suchte er, seinem angeführten Grundsatz getreu, aus der Lage der Dinge so vielen Nutzen als möglich zu ziehen, und will durch die »naturalisirte« französische Sprache neben der deutschen die lateinische entbehrlich machen. — Ueberhaupt aber scheint seine Absicht bey der Erziehung schon gar zu ökonomisch, wie bey den Neuern, zu seyn; er dringt immer auf den

Nutzen, d. h. auf den Vortheil für Einen bestimmten Zweig des menschlichen Lebens, und will schon Alles den jungen Leuten »gleichsam spielende und als durch einen angenehmen Zeitvertreib« beybringen: eine Methode, die sich jetzt unter ans so beliebt gemacht hat, daß der Epigrammatist spotten konnte:

Ueber die Bübchen annoch macht sich zu
Buben das Volk.

Bey allem Guten aber, was Thomasius von den Franzosen sagt, unterläßt er nicht ihre Anmaßungen, besonders über die Deutschen, lächerlich zu machen, und seine Landsleute dadurch gegen sie zu reitzen, und meynt endlich »wenn man dennoch ja denen Frauzosen nachahmen will, so solle man ihnen hierin nachahmen, daß man sich auf honnete Gelehrsamkeit, beauté d'esprit, un bon gout und galanterie befleißige:« daraus würde »ein vollkommner weiser Mann entstehen.« Als Mittel dazu bietet er seine Vorlesungen an. Der ganze Aufsatz ist nicht ohne Laune geschrieben, und der Satyr, der sich in vielen der Thomasischen Schriften so verhaßt machte, tritt schon in dieser auf, freylich hier wie immer im Costume seiner Zeit.

Unmittelbaren Einfluß auf die Schicksale des Thomasius hatte dieses Werkchen nicht; obgleich es aus den angeführten Ursachen Aufsehen genug machte, und sehr verschiedene Urtheile veranlassen mochte. Die Vorwürfe, welche man ihm darüber und über das Collegium selbst machte, beantwortete er theils indirect in den monatlichen Gedanken, theils direct 13 Jahre später: aber diese Beantwortung war wol nicht geeignet, ihm Freunde zu erwerben. Er habe den Franzosen einen großen Vorzug vor den Deutschen gegeben, sagte er, weil er, als einer, der nicht gereis't wäre, nicht gewußt hätte, »ob in Frankreich unter den Vornehmen und Gelehrten so viel Pedanten, dumme Teufel und ungeschickte Kerl gefunden würden, als in Deutschland.« Aber er ließ sich durch das Lob, was ihm einige hellere Köpfe ertheilten, reizen, sich durch mehrere Schriften dieser Art bekannt zu machen, um sich, wie er sagt, aus der Dunkelheit hervorzuthun, in welcher er damals noch verborgen lag. Diesen Ehrgeiz tadelte er späterhin, aber jetzt war er doch die Veranlassung zur Herausgabe der monatlichen Gedanken, die er mit dem Jahre 1688 zu schreiben begann.

Aber noch vorher, 1687, bewies er, daß er die lateinische Sprache eben nicht abgeschafft wissen wollte. Es erschien nemlich seine »Anleitung zur göttlichen Rechtsgelahrtheit« in dieser Sprache, *) vielleicht aus dem angeführten Grunde, vielleicht aber auch, weil er diesen Gegenstand lateinisch zu denken gewohnt war und weil ihm sein Führer lateinisch den Weg zeigte. Dieser Führer war Pufendorf, über den er, wie wir oben erzählt haben, Vorlesungen hielt. Er hatte zu den Vorträgen kein Heft geschrieben, sondern sie nach einer vorhergegangenen Meditation frey gehalten; nemlich er wollte es sich bequem machen und die fleißigen Nachschriften der Studenten benutzen, aber er fand — was wol mancher Professor finden würde — daß sie ihn nicht nur mangelhaft, sondern oft ganz und gar

*) Institutionum jurisprudentiae divinae libri tres. Das Buch kam 1709 auch deutsch heraus; aber ich habe die Uebersetzung nicht gesehen. Die lateinische Ausgabe von 1730 ist in 4. Über sein Latein hat man dem Thomasius Vorwürfe gemacht, und ihn wol gar beschuldigt, er schreibe deutsch, weil er das Latein nicht sonderlich verstehe: nicht ganz mit Unrecht.

nicht gefaßt und zuweilen völligen Unsinn hingeschrieben hatten. Dies veranlaßte ihn zunächst, das genannte Werk auszuarbeiten, um für die Zukunft ähnliche Mißverständnisse zu verhüten. Das Buch enthält 460 Seiten, und war für die damalige Zeit gewiß wichtig: aber für uns hat es seinen Werth verlohren, und selbst in einer Lebensbeschreibung des Thomasius verdient es nicht so vielen Raum einzunehmen, als die vorige kleine Abhandlung, weil er in diesem Werke nur unter Pufendorfs Fahne focht. Was etwa Gutes und Neues darin enthalten ist, davon fällt die Ehre auf Pufendorf und dessen Vorgängern, und Thomasius hat nur das Verdienst, ihn erläutert und verbreitet, ohne die Wissenschaft dadurch weiter gebracht zu haben: ein Verdienst, das nach unsrer Meynung die Geschichte verschweigen darf. Was dem Thomasius eigen zu seyn scheint, das ist, was das Wesen der Wissenschaft betrifft, höchstens eine Folgerung aus einer, oder ein Grund mehr für eine Pufendorfsche Behauptung; oft liegt es wol mehr in den Worten, als in der Sache, oft auch in der Anordnung der Mate-

rien. *) Was diese Ordnung aber selbst anlangt, so scheint Thomasius darin richtig geurtheilt zu haben, daß es auf die analytische oder synthetische Methode nicht, sondern darauf ankomme, daß man vom Leichtern zum Schwerern fortgehe. Das heißt aber nicht etwa, daß er einen an und für sich evidenten Satz aufstellte und daraus mit logischer Strenge weiter folgerte: sondern er wendet jene Weise an, die sich so beliebt gemacht hat, und die durch Eintheilungen uud Abtheilungen gewisser Erscheinungen im menschlichen Gemüth dahin führt, wohin man will. Er geht von der Erklärung des Namens der Jurisprudenz aus, setzt dabey die Fertigkeiten des Menschen auseinander und bringt es auf diese Weise durch Unterscheidungen und Abtheilungen in

*) Schröckh führt in der Lebensbeschreibung des Thomasius (allgemeine Biographie Th. 5. S. 284.) einige Sätze desselben an, die er aus den Thesen abschrieb, über welche Thomasiut disputiren ließ, und die er dem Werke anhängte — Schröckh, sage ich, schrieb einige dieser Sätze ab, und sagt von ihnen, sie seyen dem Thomasius eigenthümlich.

99 §§. zu dem Axiom, was Pufendorf und andre als Grundsatz des Naturrechts aufgestellt hatten. Dieses Axiom ist: nur in der Gesellschaft giebt es ein Recht. Es könnte allerdings scheinen, als ob Thomasius in diesen Worten den richtigen Begriff des Naturrechts, daß es sey das nothwendige Verhältniß freyer Wesen zu einander, zum Grunde gelegt hätte: aber eine Note, worin er sagt: »Adam hatte also vor der Eva kein Recht,« würde schon allein beweisen, daß Thomasius die Moral mit der Rechtslehre vermengte, wenn es auch nicht aus dem Folgenden erhellte. Übrigens versteht es sich wol von selbst, daß in einem Werke dieser Art vom Thomasius eine Menge Wahrheiten enthalten sind, die ewig Wahrheiten bleiben werden, aber von einem System, zu welchem sie als Theile und als nothwendige organische Glieder gehörten, kann nicht die Rede seyn. Thomasius wußte es recht gut, daß zwischen Naturrecht und Moral ein Unterschied sey, aber er beobachtete ihn nicht, und wo er mit jenem nicht auskonnte, da nahm er zu dieser seine Zuflucht, und sogar kommt er zuweilen mit der Offenbahrung dazwischen: auch hat er selbst seine Ueberzeugung späterhin ver-

ändert, wie wir zu seiner Zeit bemerken werden. Aber 4 Jahre nachher las er noch über dieses Buch in Halle, und wahrscheinlich deutsch; wenigstens kündigt er das Collegium an in einem deutschen Programm.

Was dieses Buch für die Schicksale des Thomasius wichtig machte, das war seine polemische Seite. Valentin Alberti hatte Pufendorfs Grundsatz des Naturrechts heftig bestritten und an dessen Stelle den Stand der Unschuld oder das Ebenbild Gottes, welches man wiedererlangen müsse, gesetzt. *) Thomasius kam natürlich auf diesen Punkt und widmete ihm eine eigne Digression, in welcher er den Alberti, ohne ihn zu nennen, widerlegte und besonders seine Idee einer christlichen Philosophie gänzlich verwarf; und hier ist es, wo er der Natur der Sache nach etwas Neues, von Pufendorf nicht berührtes, vorbringen mußte. Nun war, wie wir erzählt haben, Alberti einer der Lehrer des Thomasius, und es gehört bekanntlich zu den Sonderbarkeiten menschlicher Schwäche, daß man es dem Schüler verargt, wenn

*) In seinem Compendio juris naturae orthodoxae theologiae conformato.

wenn er es wagt, andrer Meynung als der Lehrer zu seyn: das nennt man Undankbarkeit. Thomasius aber war überzeugt, daß die Wissenschaften schlecht gedeihen würden, wenn der Schüler stehen bliebe, wo der Lehrer steht; daß nicht jener wider diesen, sondern daß Meynungen mit Meynungen für die Wahrheit kämpften, die nur dadurch erforscht werden könne; daß im Reiche der Geister nicht das Alter gelte; und daß bey der Einrichtung unserer Universitäten das Verhältniß des Lehrers zum Schüler selten von der Art sey, daß jener sich zur Dankbarkeit gegen diesen gedrungen fühlen könnte. *) Dennoch nannte er, um die Schwachheit zu schonen, seinen Gegner nicht, und diese Schonung sollte jeder Schüler gegen den Lehrer beobachten. Aber Alberti konnte auch so dem jungen Mann nicht verzeihen; und er fand bald Gelegenheit, eine unedle Rache zu üben. — Ueberdem warf Thomasius in diesem Werke manchen Blick auf sein Zeitalter und auf den Zustand der Gelehrsamkeit

*) Er spricht weitläuftig darüber im Juliusstücke der Monatsgespräche, und an vielen andern Orten.

und die Leipziger Gelehrten fühlten sich durch seine Ausdrücke — nachdem Alberti sie ihnen erklärt hatte — so getroffen, daß sie nachher auf einige Sätze dieses Werks ihre Anklage wider ihn gründeten. Vielleicht würde doch ihre Rachgier in sich selbst ausgebrandt seyn, hätte nicht der Gegner durch einen neuen Schritt den Ausbruch der Flamme befördert.

Seit dem Jahre 1665 war durch die Franzosen — denn des Photius Myriobiblon läßt sich hier wol nicht herrechnen — ein neuer Weg literarischer Mittheilung — oder, wenn man besonders auf die neuen Zeiten sehen wollte, so könnte man sagen, eine neue Quelle schriftstellerischen Erwerbs — entdeckt worden in der Bekanntmachung wöchentlicher oder monatlicher Schriften. Das Journal des Savans hatte die Ehre das erste, aber nicht das Glück lange das einzige Werk dieser Art zu seyn. Die Franzosen selbst ahmten sich nach, und die Engländer und Italiener ließen sich bald in die Bahn rufen. Otto Menke, Professor in Leipzig, fing, nach einer in England und Belgien gemachten Reise, ein ähnliches Journal in Deutschland an, aber in lateinischer Spra-

che (acta Eruditorum), in welchem eine Gesellschaft Leipziger Gelehrten Auszüge aus neuen Büchern zu geben, auch wohl ein Urtheil darüber zu sprechen sich erlaubte. *) Thomasius hatte im Jahre 1685 »die Ehre gehabt, als ein Mitglied dieser berühmten Societät angenommen zu werden.« Aber er blieb es nicht lange. Mit seiner Disputation über die Bigamie hatte er manchen verdrießlich gemacht, aber er »stieß dem Faß gar den Boden aus, als er das erschreckliche, und so lange die Universität gestanden hatte, noch nie erhörte Crimen begienge, ein deutsch Programm an das schwarze Brett zu schlagen,« und über die Anleitung zur göttlichen Rechtsgelahrtheit zu lesen anfing. Dies, die Sorge für seine Familie, und der Beyfall, den sein deutsches Programm erhalten hatte,

*) Die acta Eruditorum behielten auch in fremder Sprache in Deutschland nicht lange den Platz allein. 1686 kam zu Hamburg heraus Ephemerides savantes; 1698 zu Lübek Nova litteraria; 1703 zu Hamburg nova litteraria; 1700 zu Halle observationes selectae ad rem litt. spectantes etc.

brachten ihn auf den Gedanken, eine Monatsschrift in deutscher Sprache *) herauszugeben, da er überdem vieles über den Zustand der Wissenschaften und der wissenschaftlichen Institute zu erinnern hatte, und manches zu verbessern wünschte.

Wenn man diesen Schritt des Thomasius, wodurch er das Journalwesen auf Deutsch-

*) Die Sprache des Journals ist treuherzig und kräftig, zwar nicht rein, d. h. nicht ohne Einmischuug ausländischer Wörter, auch nicht grammatikalisch richtig, aber doch deutlich, und selbst das hat einen gewissen Reiz, daß sie etwas unbeholfen ist; sie gleicht dem Kinde, das seinen ersten Gang versucht, und es ist nicht uninteressant, den Wachsthum zu beobachten, und die Festigkeit, die sie erlangt. Schief und unbestimmt, wie Eichhorn in seiner Litterärgeschichte sie nennt, hab' ich sie nicht gefunden. Daß z. B. zwey Negationen statt einer gebraucht werden, (wie keiner nicht für keiner) und andre Kleinigkeiten dieser Art muß man übersehen; aber so etwas kommt auch noch wol in unsern schönschreibenden Zeiten vor; manche Wendung durch Partikeln verdient nicht die Verachtung, in welche der Curialstyl sie gebracht hat.

lands Boden verpflanzte, nach den Früchten beurtheilen wollte, die der Baum getragen hat, so würde man zweifeln müssen, ob er Lob oder Tadel verdiente. Das unverkennbare Sinken unserer Literatur, das Verschwinden des deutschen Fleißes und deutscher Würde, die Halbheit und Räsonnirsucht jüngerer Gelehrten (wie sie sich nennen), die Schwäche des Geistes, der desto entnervter und unheilbarer ist, jemehr der Dunst erlernter Kraftwörter ihm sein eignes Wesen verhüllt, der gränzenlose Ungeschmack, der sich für gewichtig hält, weil er sich mit Entzückung an unverstandenen Ausdrücken ergötzt — an Allem diesen haben die Journale und ihre Verfasser unleugbar einen unseligen Antheil. Der Anstrich von allgemeinerer Bildung, den sie verbreitet haben, was ist er? — nichts weiter, als eben ein Anstrich, auf den man sich desto mehr zu Gute thut, je höher er auf der Oberfläche klebt. Der Becher der Gelehrsamkeit und der Wissenschaft ist durch sie umgestürzt, sein Gehalt zu Schaum gepeitscht und in einem Staubregen weit umher verstreuet. Eine unglückliche, sogenannte Aufklärung, wegen welcher man unser Zeitalter hoch-

gepriesen hat, ist durch sie in Köpfe gekommen, die ihre Leerheit nur im Dunkel hätten verbergen mögen, und sie hat in das Zeitalter nur so viel Licht gebracht, um, wie Milton sagt, die Finsterniß sichtbar zu machen. Aber leugnen wird es auch keiner, daß einige Journale, deren Verfasser ihren Zweck und ihren wahren Werth kannten (was selten der Fall ist), und die Deutschlands Bildung gegründet und getragen haben, dazu beytrugen, die Literatur der Deutschen zu der Höhe zu erheben, daß sie sinken kann, und noch dazu beytragen, daß sie nicht ganz untergehen wird. Wollte man den Thomasius tadeln, so müßte dieses dafür seyn — was in keines Menschen Macht liegt — daß er die ganze Reihe seiner Nachfolger nicht übersehen konnte. Die Folgen unsers Thuns aber hängen nicht von uns ab, und der Mensch ist höchstens für sich verantwortlich!

Was den Thomasius aber auch zur Herausgabe des Jonrnals bewogen haben mag, so hatte an der Form und der Schreibart desselben doch gewiß die Lust des gereizten Manns Antheil, seine Gegner zu züchtigen. Die Erbitterung zwischen ihnen war sehr hoch gestiegen, und obgleich sie sich nicht öffentlich ange-

griffen hatten, so konnte es ihnen, da sie in Einer Stadt lebten, doch nicht verborgen bleiben, wie sie gegen einander gesinnt waren. Alberti schickte Späher und Horcher in Thomasius Collegia, und ließ seine Vorträge nachschreiben. Dieser nahm sich in Acht, aber der lebhafte Geist des Mannes, der sich seiner guten Sache bewußt war, ließ sich nicht immer durch den Willen bändigen. Und da Thomasius erfuhr, Alberti habe sich erklärt, er wolle sein Haupt nicht ruhig niederlegen, bis dem Thomasius das Handwerk des Collegienlesens gelegt sey; da er, seit fremde Autorität ihm nicht mehr galt, gefunden hatte, daß man sie auf ohnmächtiges Festhalten am Alten und Herkömmlichen gründete, und mit dem gefürchteten Schilde des ächten Lutherthums vertheidigte, dabey kleinlicher Handlungen fähig war, die »kein ehrlicher Heide vollbracht haben würde,« so mochte ihn dies wol bestimmen, ihnen die Maske so weit wegzuziehen, daß die Welt ihr wahres Gesicht erkennen könnte. Er gab dem ersten Monate seines Journals den Titel: »scherz- und ernsthafter, vernünftiger und einfältiger Gedanken über allerhand lustige und nützliche Bücher nnd Fragen, erster Monat oder

Januarius, in einem Gespräche vorgestellt von der Gesellschaft derer Müßigen,« und widmete es den Herren Barbon und Tartuffe, die aus Molieres Lustspielen als ein pedantischer Pädagog und ein scheinheiliger Heuchler bekannt genug waren. *) Er räth ihnen darin, sich mit Lesung der nichtswürdigen Gedanken doch ja nicht die Zeit zu verderben, und giebt ihnen überhaupt zu verstehen, was sie zu erwarten haben. Denn »obgleich die Heucheley eben keine Freundin des Lichts sey, so wollte er desto weniger der Heucheley heucheln;« und »weil die Welt gern bilderte,« so ließ er, aber erst bey den folgenden Monaten, Kupfer stechen, die einer mehrfachen Auslegung fähig waren.

Die Form, in welcher Thomasius seine

*) Er nennt sie Tarbon und Bartuffe; nemlich, wie Hercules und Valisca sich aus Liebe vereinigt, daß jener sich Valicules und diese Herculisca genannt, so habe er, um den vornehmen Leuten nichts von ihrem Range zu vergeben, das Bar zu dem tuffe, nnd das Tar zu dem bon gesetzt; daher stehe Barbon mit dem Hintertheile oben, mit dem Vordertheile aber unten, und vice versa Tartuffe.

Gedanken mittheilt, ist ein Gespräch, in welches er 4 Personen auf einer Reise verwickelt und das nur darin fehlt, daß, auf griechische Weise, die redende Person immer mit einem: sagte Herr — eingeführt wird, was deutschen Ohren, wie, nach Cicero, den römischen, höchst unangenehm klingt. Christoph, ein Kaufmann, hat die fröhliche Ansicht der Welt, die das Leben genießt, wie es der Augenblick erlaubt; Augustin, ein gereis'ter Kavalier, sieht auf Völker und Staaten, weil er die Politik zu verstehen meynt; Benedict, ein Gelehrter, hält auf Gründlichkeit, und David, der eben Conrector werden soll, spielt die schmähliche Rolle des in Vorurtheilen gefesselten Verstandes, und muß den dermaligen Stand der Gelehrsamkeit und der Kirche immer als den Canon aufstellen, den man heilig zu halten habe: daß Er aber allein der Punct ist, auf den die andern zielen, versteht sich von selbst. Die Recensionen neuer Bücher, die das Journal enthält, beweisen, daß Thomasius wußte, was die Kritik seyn soll; nemlich nicht ein freches Aburtheilen, das in schnöder Witzeley seine Anmaßung verbirgt, noch eine gedankenlose Wiedergabe des gelesenen Werk's, sondern ein

subjectives Urtheil über den Werth oder Unwerth der Schrift, das nur deßwegen auf Objectivität Anspruch macht, weil es sich auf Gründe stützt, die allgemein gültig sind. Ging Thomasius auch nicht von den Grundsätzen aus, die jeder Kritik zum Grunde liegen sollten, so leitete ihn ein gewisses Gefühl der Wahrheit, was bessern Naturen eigen ist, auf die richtigere Bahn; und davon ist schon das ein Beweis, daß er die Form des Disputs wählte, in welcher jedes Urtheil nothwendig als subjectiv erscheinen muß, bis die endliche Vereinigung der Streitenden ein objectives gleichsam absetzt. Das Gespräch wird dadurch eingeleitet, daß Herr Christoph eine Predigt des bekannten Abraham a S. Clara, hervorzieht, und der Gesellschaft theils zum Ärger, theils zur Ergötzung vorließt. Sie vereinigen sich, nach manchem »Sprachwechsel,« endlich dahin, daß es freylich etwas arg sey, so lustige Dinge, wie der ehrwürdige Vater thue, in Predigten vorzubringen, daß sie indeß doch recht artig wären, und sogar Lob verdienten, eben weil sie belustigten: *) Dadurch wird das

*) Vielleicht ist es den Lesern nicht unangenehm an einigen Beyspielen mehr zu hören, auf

Gespräch auf die belustigenden Bücher überhaupt gelenkt, und vieles zu ihrem Lobe gesagt »in Ansehen ein Mensch unter den zeitlichen Gütern doch eine gemäßigte Fröhlichkeit für sein höchstes Gut zu achten hat, maßen

welche Weise Vater Abraham seine Gemeine erbauete? darum wollen wir einige vom Thomasius angeführten »inventiones« desselben hersetzen. Von des Jephta's Wunsch, sagt er, hat er diese Gedanken: Jephta habe niemand zu Hause gehabt, als seine Frau und Tochter, habe sich deßwegen eingebildet, seine Alte werde am Fenster stehen, und wenn sie ihn ersehen werde, ihn unverzüglich entgegen gehen, und diese seine Alte wollte er dem Herrn gar gerne schenken. Er führt mit vielen Exempeln aus, daß Gott im alten Testament Ihr Gestreng geheißen: im neuen aber heiße er Ihr Gnaden; daß Christus Malcho das Ohr angeheilet, sey darum geschehen, weil er in Willens gewesen, durch eine Predigt am Kreutz noch gar viele zu bekehren, sich aber befahret habe, Malchus möge wegen der scharfen Wunden das Tüchl stets für die Ohren halten, und also sein göttliches Wort nicht anhören, an einem andern Orte aber führe er an, als wenn es zu Ehren des geistlichen

diese ein deutliches Merkmal einer innerlichen Gemüthsruhe ist.« Darum werden die Romane, besonders die französischen, sehr gerühmt. Herr David, der das Vorige nicht sonder Unwillen gehört, bricht jezt in die Klagen aus, die Thomasius bey der

Ordens geschehen sey, in Ansehen Malchus dem Hohenpriester aufgewartet, und es also übel würde grstanden haben, wenn er ohne Ohr dem Hohenpriester hätte nachtreten sollen. Ferner giebt er für, daß Jonas die drey Tage im Wallfisch mit ausgestreckten Händen gelegen, wovon ihm die Arme dermaßen erstarret, daß er nachgehends dieselben kreuzweise ausgestreckt behalten, und weil er ohnedem bleich und todtenfarbig ausgesehen, so habe er eine Gestalt gehabt wie ein Crucifix, und deßhalben so viele bekehret. — Die Sprache des Mannes ist den Gegenständen angemessen. Thomasius giebt ihm indeß das Zeugniß, daß er am Ende gute Moralia daraus zu ziehen verstehe, und es ist kein Zweifel, daß er seine Gemeine erbaut habe. Man sieht, es kommt auf die Weise an, wie man hört, nicht darauf, was man hört. Das religiöse Gemüth bedarf nur Töne, die seinen Gefühlen etwas gleich klingen; das unreligiöse hört auch die Wahrheit der Predigt nicht.

Abhandlung über die Nachahmung der Franzosen, angeführt hat. Ein anderer aber ist der Meynung, daß noch schlimmer, als diese Nachahmung, die neue Mode sey, »statt der herrlichen librorum politicorum Aristotelis anjetzo gar die französische Galanterie der studierenden Jugend einzuflößen, zumal da dieses sich Leute zu thun unterfangen, die weder am Hofe gewesen seyen, noch gereiset haben;« woraus man sieht, welche Urtheile jenes Unternehmen des Thomasius veranlaßt hat. Auf die Frage, welche Bücher man vor andern hochachten solle? weiß Herr David eine ganze Menge anzuführen; und da man annehmen darf, daß er die Tendenz und den Stand seines Zeitalters — nach Thomasius Ansicht — ausspricht, so sind seine Meynungen literarisch wichtig, obgleich der Thomasische Satyr den Pedanten wol zu grell mahlt. In der Logik, meynt er, solle man »ein Consilium schreiben, wie mit geringen Kosten der edle pons Asinorum, der nicht nur von so vielen vortrefflichen viris gravibus bisher ziemlich ausgetreten, sondern auch von vielen Spöttern sehr ruiniret worden, wieder gebessert, ausgeflickt und zu dem vorigen Splendor gebracht werden könne.«

In der Rhetorik, wie die Jugend in 5 Jahren wenigstens dahingebracht werden könne, daß sie (nicht nur sum, sus, sut, conjugiren, sondern auch) ganze Orationes von 12 Bogen schnell verfertigen könnte, »als wodurch nicht allein die Redekunst vortreflich emporkommen, sondern auch zugleich das Reich der glorwürdigsten Metaphysik, der die andern Disciplinen doch mit Fug und Recht den Pantoffel küssen müssen, hauptsächlich befestigt werden würde,« in der geistlichen Historie solle man untersuchen »ob David schon Coffée getrunken, weil gleichwohl Abigail ihm unter andern Präsenten gedörrete Bohnen überbracht;« in der weltlichen »ob Dido, nach gehaltener Tafel, nicht mit dem Aenea ein Pfeiffchen Tobak grrauchet?« In der Physik solle man — nach Anleitung der gemeinen Lehre, daß die Luft und nicht das Wasser das feuchteste Element sey — darthun, es könne Wasser geben, das nicht naß sey; in der Mathematik solle man eine christliche Arithmetik mit lauter geistlichen Exempeln erfinden, und erweisen, »daß die Probe beym Addiren, so mit dem Creuze geschieht, viel christlicher und richtiger sey, als die per subtractionem,« die practische Philosophie aber solle zeigen, die

eilf Tugenden des Aristoteles seyen schon vom Salomon in seinen Sprüchwörtern approbirt; die Medicin solle den Umlauf des Bluts durch Induction leugnen, weil die Anatomie zeige, daß es im todten Körper keinen gebe; und um die Theologie würde sich der unendlich verdient machen, der »ausspinthisirte, wie vermittelst einer einzigen subtilen Distinction — vielleicht unter το ὅτι und διοτι — alle Ketzer in allen Streitfragen widerlegt werden könnten.

Vom Herrn Christoph werden die Romane dagegen sehr vertheidigt und alles mit Beyspielen belegt, denn auf diese Weise recensirt Thomasius. Man sieht, er hat ein richtiges Kunstgefühl, und die Idee, die der Darstellung zum Grunde liegt, die artige invention, wie er es nennt, ist, was ihn anspricht; aber er wagte es noch nicht, aus einem andern Grunde die Sache der Romane zu führen, als ihres Nutzens wegen, neben der Belustigung: denn Belustigung und Nutzen geben, wie die Gesellschnft übereinkommt, einem Buche seinen Werth. David weiß auch beyde in solchen theologischen Schriften zu verbinden, »in welchen die Ketzer tüchtig gestriegelt werden, woraus der Eifer für Gottes Ehre handgreiflich zu merken.« Aber Be-

nedict erkennt solche Schriften nicht für theologisch, und empfindet dabey, »anstatt der großen Freude nur innerliche Herzens-Wehmuth, daß Christen mit einander so unchristlich verfahren, und gesteht, daß er sich mehr belustige, wenn er ja Streitschriften lesen soll, an solchen, woraus der Geist der Sanftmuth allenthalben hervorwehet, und die nach Speners Styl eingerichtet sind.« Die geistlichen Bücher aber werden von der Frage ausgeschlossen, und da Benedict den Schaden der Romane gegen ihren Nutzen abwägt, so führt Augustin als unterrichtende und belustigende Bücher die politischen an. Von diesen nun werden wieder eine Anzahl beurtheilt, deren Inhalt sich größtentheils auf den Türkenkrieg bezieht, und gute Rathschläge an die Hand giebt, wie der Erbfeind der Christenheit am sichersten zu besiegen sey. David unterläßt nicht, bey dieser Gelegenheit wieder in frommen Eifer zu gerathen, besonders über die Behauptung Ludolphs: man würde die Türken am besten besiegen, wenn man gegen sie Güte, Gerechtigkeit, Treu und Glauben beobachte. Auch war ihm das unleidlich, daß ein anderer »den Professoribus ihren wohl hergebrachten Titel: Ihrer Ex-

Excellens streitig macht und sie damit aushöhnet.« — Die politischen Bücher werden aber von der übrigen Gesellschaft verworfen. Benedict meynt, in Gesellschaft über politische Gegenstände zu sprechen, ginge an, aber darüber zu schreiben, sey ein unnützes Unternehmen, und dazu gefährlich. Unnütz: weil ein jeder meyne, so wie ihm, dem Privatmann, der Sinn stehe, so müsse der Fürst handeln; dieser könne das aber nicht, weil ihm geheime Verhältnisse bestimmten, die der Schriftsteller nicht kenne: und wozu solche Kannengießereyen dem Privatmann frommen möchten? Gefährlich, »weil hohe Häupter lange Arme hätten, und, wenn man aufrichtig seyn wolle, man ihrer doch, weil Fürsten und Herren auch menschlicher Schwachheit unterworfen sind, nicht immer zum besten erwehnen kann.« — Einer fragt darauf den Benedict, weil dieser ein Heft von Actis Eruditorum hervorzog, wie es sich mit diesen Actis eigentlich verhalte? Wie er aber grade erzählen will und kaum des Herrn Menke's, ihres Herausgebers, erwähnt hat, so fällt der Wagen um, und »ihr Discours nahm ein beschneyetes Ende.«

Und damit endigte sich dieser Monat. Er versandte gewiß manchen Pfeil, der den Gelehrten nach alter Weise schwere Wunden verursachte: aber dieser letzte Ausdruck reizte die Herausgeber der Acta besonders wider Thomasius. Sie meynten, wie man leicht vermuthen mag, sein Zweck sey nur, ihr Institut herunterzubringen, und in diesen Worten habe er ihm ein schmähliches Ende verkündigen wollen. Thomasius dagegen behauptet, er habe nur zu dem Schnee seine Zuflucht genommen, weil ihm der Monat zu stark geworden sey, aber an nichts Arges gedacht, »und, sagt er, ich müßte ja splitter tolle gewesen seyn, wenn ich als ein junger Mann ohne allen Beystand und Autorität mir hätte den thörichten Gedanken in den Kopf kommen lassen wollen.« *) Genug die Herren wollten sogleich beym Oberconsistorio in Dresden es dahin zu bringen suchen, daß der Verleger wegen des Autors — denn Thomosius hatte sich nicht genannt, ob-

*) Und um dies wahr zu finden, lese man nur Bayle's und andrer Urtheile uber die Acta, z. B. Huholds vergl. Struvii Introduct. in notitiam rei litter. cap. 6. §. 20.

wol man den Löwen an den Klauen erkennen mochte — eidlich vernommen werden sollte, aber Thomasius, der es merkte, kam ihnen zuvor, und gab sich für den Verleger aus, (was er auch war) der dem Buchhändler für seine Besorgung des Werks bezahle; zugleich aber bat er, daß man ihm seine Verläumder nennen und ihn wider sie hören möchte.

Dies geschah im Monat Februar, während das zweyte Stück des Journals gedruckt wurde. Der Inhalt desselben scheint darauf hinauszugehen, den Verfasser sicher zu stellen, und eine Vorrichtung treffen zu wollen, jeden Angriff abzuleiten. Nachdem wir aber beym vorigen Stücke seine Methode beschrieben haben, so können wir jetzt etwas kürzer über das zweyte, und noch kürzer über die folgenden hinweg gehen. — David hatte bey dem unglücklichen Vorfall eine Wunde am Kopf erhalten: deßwegen mußte er in der nächsten Stadt in den Händen des Barbierers bleiben: das Gespräch der drey übrigen aber fiel auf die onera und Herrengefälle. Daher wird von zweyen Büchern, die das Accisewesen untersuchen und einander entgegen stehen, der Inhalt erzählt, und dann das entscheidende Urtheil

auf eine witzige Weise abgelehnt. Aus dem Axiom: weil die Obrigkeit verbunden sey, der Unterthanen Leben und Hab' und Gut zu beschützen, so sind diese verbunden, die Kosten zu tragen, folgert der eine — der, wie man sieht, aus dem Grunde raisonnirt — da das Leben wichtiger sey, als die Güter, so müßten alle, welche leben, zu den Kosten beytragen; auch die Armen, dieweil sie leben; daher müsse die Accise nicht auf das, was einer hat, sondern auf das, was er verzehrt, gelegt werden, und damit die Armen doch dabey bestehen könnten, so müßten sie etwa Brod aus Kleyen essen. Der zweyte aber fühlt die Ungerechtigkeit, die der Staat begeht, (d. h. die alle gegen einen begehen,) wenn er Armen, denen er selbst eine große Schuld abzutragen hat, darum weil er sie arm läßt, noch Steuern abzwingen wollte: aber von der Freyheit des Adels, von den schnöden Kopfsteuern und von andern Dingen dieser Art hat er noch schlechtere Begriffe, als jener. Weil aber beyde nur darauf ausgehen, dem Fürsten eine reiche Einnahme — zum Türkenkriege — zu verschaffen — (wovon der eine sein Buch die entdeckte, und der andre die geprüfte Goldgrube nennt) — so weiß der lustige

Christoph einen andern, noch einträglichern Weg, »wenn nemlich ein Fürst anordnete, daß, so oft sich eine herzen ließe, sowol Monsieur als Madame 2 Pfennige Accise erlegen sollten;« durch eine Erzählung beweißt er die Richtigkeit der Behauptung, und meynt, auch die Clerici und Nobiles würden auf diese Weise schön besteuert werden können, wenn man das Doppelte von der Dame verlangte. Schnöder und zugleich treffender konnte Thomasius dergleichen unwürdige Schriften über einen so wichtigen Gegenstand gewiß nicht abfertigen! —

Bey einem Besuche, den sie in Leipzig dem kranken David machen, wird der Churfürst von Sachsen gewaltig erhoben: Augustin, der gereisete, hatte ihn gesehen. Thomasius hatte freylich immer einen ziemlichen Respect gegen die Großen: aber es scheint doch in der That, als ob er diesmal die Schmeicheleyen — wofür er sie aber nicht gelten lassen will — nicht ohne Absicht gesagt hätte. — Herr David scheint durch den Fall auf den Kopf zu Verstande gekommen zu seyn, und erzählt der Gesellschaft, wie er seit jenem Gespräch lange darüber nachgedacht, welche Bücher in deut-

scher Sprache die nützlichsten, und zugleich belustigend wären; wie er gefunden, dies sey die Satyre; wie er deswegen beschlossen, den Philander von Sittwald nachzuahmen, und wie er schon die Titel und den Inhalt zu seinen Traumgesichten entworfen habe. Bey dieser Gelegenheit wird die scholastische Behauptung, das Naturrecht könne nicht apodictisch bewiesen werden, lächerlich gemacht; und dann über Boileau's unn Petit's Satyren gesprochen. Die andern ermahnen Herrn David von seinem Vorhaben abzustehen, und sagen ihm alle die Folgen vorher, die Thomasius erwarten mochte: Er würde sich die ganze Welt auf den Hals hetzen; jeder würde Gift aus seinen Worten saugen: er würde für einen Pasquillanten ausgeschrieen werden, wenn er auch nur das Laster bestraft und nicht an eine Person gedacht hätte, und wozu es nützen könne? Man lese Satyren nicht, um sich zu bessen, sondern um zu lachen, und, was darin enthalten ist, auf andre anzuwenden. »Denn wir sähen zwar gerne unsre Leibesgestalt im Spiegel, aber das Portrait unsers Gemüths, welches wir doch am besten erkennen sollten, sähen wir mehrentheils für die Gestalt andrer

Leute an.« David läßt sich durch nichts irre machen, und setzt sich fast bey dem Leser in Respect, aber was keine Gründe vermochten, das thut ein Zufall. Ein Hund, der keine Katze leiden konnte, verfolgt ein solches armes Thier so heftig, daß es keine andre Zuflucht sahe, als den Kopf unsers Davids, der dick mit Betten umwunden war. In diesem Betragen des Thiers — welches ein Bild der Satyre sey, »weil es vorn leckt und hinten kratzt« — und den dabey vorfallenden Unannehmlichkeiten erkennt der fromme Mann einen Wink des Himmels, seinen Uebermuth fahren zu lassen.

Der Monat endigt mit einem Gespräch über Zeitschriften, was sie seyn sollen, und wie sie das am ersten werden können, und manche treffende Bemerkung wird darüber gesagt. Die Acta Eruditorum werden auf das Ehrenvollste erwähnt, und Bayle's lobreiches Urtheil darüber angeführt. Dann läßt uns Thomasius durch seine Personen die Grundsätze entdecken, nach welchen er sie selbst erschaffen, und, um den Witz vollkommen zu machen, hätte er nur einen Schritt weiter gehen, und sein Journal namentlich anführea dürfen (denn er läßt wirk-

lich den einen zum andern sagen: Du stichelst auf unser Gespräch). Er ist der Meynung: »es wäre nicht undienlich, wenn man in dem teutschen Journal sowol die einfältigen, als vernünftigen Judicia mit berührete, und damit die Sache desto besser von Statten ginge, sollte es sich nicht übel schicken, wenn man dergleichen Journal in Form eines Gesprächs verfertigte, und einen oder ein Paar alberne Kerl einführete, die ihr einfältig Bedenken mit vortrügen, die andern aber mit vernünftigen Ursachen ihre Meynung vorbrächten; allein sie sollten nur Einwürfe und kein entscheidendes Urtheil wagen, um sich nicht zum Richter zu machen; und den Lesern würde das pro und contra zu hören, angenehm seyn; ja, weil es unmöglich, daß ein Autor zwey widerwärtige Meynungen zugleich behaupten könne, würde man den Journalisten selten anfassen können.« Aber zum Beweis, daß er nicht ein albernes Hin- und Herschwatzen, und die Stümperey, die sich für nichts entscheiden mag, vertheidige, setzt er hinzu: »unpartheyische und verständige Leute würden doch wol sehen, wohin er am meisten reflectiret hätte, die partheyischen aber würden jeder für sich etwas antreffen, das

sie ergreifen könnten, als wenn der Journalist auf ihrer Seite wäre.« Daher ist es nicht zu verwundern, daß die Frage: welche Bücher man vor andern zu achten habe? unentschieden zu bleiben scheint. Denn nur für die Verständigen wird sie entschieden, wie es recht ist.

Bey dieser Vorsicht glaubte Thomasius doch noch einen Schritt weiter gehen zu müssen. Daher veränderte er im Märzmonate seine satyrische Schreibart, obwol es nicht ganz in seiner Macht stand, sie zu vermeiden, und erwähnte der vorigen Personen nicht wieder, sondern schaffte neue, um durch sie seine Meynung auszusprechen. *) Drey Männer, von

*) Schröckh sagt, er habe vor dem März den Titel des Journals verändert, und, da er es vorher »Freymüthige, lustige und ernsthafte, jedoch vernunft- und gesetzmäßige Gedanken oder Monatsgespräche über allerhand, vornemlich aber neue Bücher« überschrieben, so habe er es jetzo »scherz- und ernsthafte, vernünftige und einfältige Gedanken" genannt. Dasselbe erzählt auch Brucker historia philosophiae Tom. IV. part. alt. pag. 455; auch steht es schon im Universallexicon unter dem Artikel

welchen der eine nichts gelten ließ, als die Vernunft, der andre es aber »mit den lieben Alten hielt, und es für Unrecht achtete, daß ein Mensch unserer Zeit sich weiser dünken sollte, als unsre Vorfahren,« und der dritte in beyder Mitte stand, leisteten ihm diesen Dienst. Im ganzen Monat herrscht freylich derselbe Geist, der das Ketzermachen der Theologen beklagte, die Pedanterey der Grammatiker verlachte, und die Ignoranz der Philosophen verachtete; auch kommt noch wol ein derber Ausdruck vor, der den Meistern der Disciplinen nicht anstehen mochte — über Reformationen der Akademieen und über den »ehrli-

Thomasius. Aber er hatte der Schrift im Anfang den von uns angeführten Titel gegeben, und daran änderte er jetzt nichts, als daß er hinzusetzte: durch E. D. F. U. K. statt: von der Gesellschaft derer Müßigen. Erst das Decemberstück erhielt den Titel: „ernsthafte Gedanken über etliche ernsthafte Bücher und Fragen;“ der Januar 1689 aber hieß: „freymüthige u. s. w. Thomasius sagt: er habe im März das theatrum verändert — aber nur dadurch, daß er die Müßigen abdankte; und er ändert es fast in jedem Monat.

chen alten teutschen Aristoteles:« aber die Sprache ist viel weniger anzüglich, die Ausfälle auf bestimmte Personen, die man wenigstens in den ersten Monaten finden wollte, weniger derb, und der größte Theil des Monats mit Recensionen französischer und deutscher historischer und philosophischer Bücher angefüllt. Diese Veränderung, sagt Thomasius, *) habe er gleich anfangs beschlossen gehabt; sein Zweck sey gewesen, »die Lehren von der wahren Tugend und von rechtschaffener Gelahrtheit, dem von der Pedanterey und Gleisnerey guten Theils verblendeten menschlichen Geschlechte vorzutragen;« weil er aber befürchtet, zu viel Licht schade blöden Augen, so habe er die Welt vorbereiten nnd deßwegen, um sie zu reizen, im Anfang dem Satyr etwas nachsehen, aber immer, »damit sein Absehen nicht ein bloßes Gespötte scheinen möchte ernsthafter werden wollen:« aber vielleicht hatte die Rücksicht auf seine gereizten Gegner doch etwas Antheil daran. Diesen entging er indeß nicht; denn er hatte dem Monat eine Einleitung vorgesetzt, die ihre Rache heischte.

*) In der Vorrede zu dem Januar 1689.

Er erzählt darin, die Gesellschaft der Müßigen habe sich aufgelößt, und er habe die Fortsezung des Journals übernommen; aber er nennt sich nicht, und giebt deswegen dem Leser, um sich mit ihm bekannt zu machen, eine Beschreibung seiner Person. Die Leute, sagt er, selbst seine Feinde, nennten ihn einen Gelehrten, aber das sey er nicht, denn er sey zu keiner Facultät zu bringen: er sey kein Theologe, denn er könne nicht predigen, noch mit den Kezern disputiren; kein Jurist, denn die Praxis habe ihm wenig eingebracht, und er halte dafür, das Recht sey seit den Zeiten Trebonians so verdorben, daß es nicht mehr in formam artis gebracht werden könne; kein Mediciner, denn er liebe den Rheinwein mehr, als die Perlessenz; kein Philosoph, denn er »halte dafür, daß die Logic, die man in Schulen und Akademieen lerne, zur Erforschung der Wahrheit so viel helfe, als wenn er mit einem Strohhalm ein Schiffpfund aufheben wollte,« und von der Metaphysic glaube er, »daß die darinnen enthaltenen Grillen fähig sind, einen gesunden Menschen dergestalt zu verderben, daß ihm Würmer im Gehirn wachsen, und daß dadurch der meiste Zwiespalt in Religionssachen

entstanden, auch noch erhalten werde.« Eben so spricht er von den andern Wissenschaften, und schließt: Also, nachdem ich bey dieser Bewandniß für keinen Gelehrten passiren kann, bemühe ich mich noch überdem, daß ich andern Leuten, die als Gelehrte zu mir kommen, ihre Gelehrsamkeit benehmen und diese Ignoranz beybringen möge.«

So wenig Thomasius erwarten mochte, daß dieser Prolog den Facultätsgelehrten gefallen würde, so wenig hatte er wol vermuthet, daß man ein großes Verbrechen, und noch weniger, daß man ein Verbrechen gegen die Majestät darin finden könnte; aber die Herren würden einen schlechten Beweis ihrer wohl erlernten Dialektik abgelegt haben, wenn sie nicht in den Worten hätten finden können, was sie hinein legten. Also sagten sie, weil Thomasius die Disciplinen verspottet, so verspottet er die Churfürstliche Durchlauchtigkeit und dero Vorfahren, weil diese verordnet haben, daß nach jenen Disciplinen auf der Universität gelehrt werden solle; und die philosophische Facultät unterließ nicht, deßwegen eine Anklage wider ihn an das Oberconsistorium gelangen zu lassen. Um den Schlag abzuwen-

den, übersandte Thomasius die drey Monate seiner Gespräche an den ersten Minister am sächsischen Hofe, Herrn Oberhofmarschall von Haugwitz, dem, wie er wußte, die ersten Stücke gefallen hatten, und bat ihn um seinen Schutz wider die verfänglichen und boshaften Angaben kleinlicher Menschen. Der Minister versicherte ihn seiner Gewogenheit: und der Anschlag seiner Gegner ward vereitelt.

Thomasius aber, aufgebracht durch das schnöde Betragen seiner Gegner, legte die Materialien, welche er für den April bestimmt hatte, zurück, und verfertigte für diesen Monat einen Aufsatz, wodurch er jenen zeigen konnte, wie wenig er ihrer achte und ihres Götzen. *) Es ist bekannt, wie die Scholastiker dem Aristoteles überall Altäre erbauet hatten, von denen man wol sagen kann, sie waren errichtet einem unbekannten Gott. Und obgleich mehrere geistreiche und kräftige Männer das Bild, dem man auf diesen Altären opferte, umzustürzen

*) „einen Aufsatz in solchen Ausdrücken, daß sie nothwendig dadurch ein heftiges Reißen im Leibe empfinden, oder doch zum wenigsten zu einem verdrießlichen Niesen bewogen werden mußten," sagt er selbst.

gesucht hatten: so erkannten doch die Gelehrten die feinen Dienste, die es ihnen bey ihren Streitereyen geleistet, zu wohl, und die Ohnmacht schätzte die Zuflucht in den Schutz seines faltenreichen Gewandes, wo sie so oft ihre Schmach verborgen hatte, zu hoch, als daß man nicht von allen Seiten herbeygeeilt wäre, dem drohenden Fall vorzubeugen. Zwar würde Aristoteles sich in dem Bilde, das seinen Namen führte, schwerlich wieder erkannt haben: aber sein Name war doch die Aegide, womit man es vertheidigte, und der Stempel, der es heiligte. Darum lag an dem Namen eben so viel, als an der Sache, denn diese ruhete nur in jenem. Das wußte Thomasius, und darauf bauete er seinen Angriff. Deßwegen beschrieb er in einem Roman das Leben des Aristoteles, wobey er manche Wahrheit aus seiner Geschichte zum Grunde legte; aber er erzählte Alles auf eine solche Weise, daß der gute Stagirite höchst lächerlich erscheinen mußte, und in dem spöttisch-schadenfrohen Tone, womit der Mensch so ungern etwas Heiliges profaniren hört. Aristoteles erscheint in diesem Roman — dafür giebt Thomasius die Beschreibung seines Lebens selbst — beständig

von der Periode an, wo er sich mit Verfertigung von Schminke und Fleckkugeln ernährt, bis zu dem Augenblick, wo er der Olympias eine gewisse Gunst abzwingt, als ein eiteler, pedantischer, heuchlerischer, niederträchtiger, schmuziger Bube; aber er macht auch zugleich die feinen Distinctionen, durch die Thomasius Zeitalter Alles zu beweisen sich getrauete, disputirte auf dieselbe Weise, wie vielleicht mancher Professor in Leipzig gethan haben mochte, und hatte zur Verfertigung seiner Schriften immer eine Veranlassung, die ihm nicht eben zur Ehre gereicht — Das Ganze ist nicht ohne Witz geschrieben, und was ihm oft an Feinheit abgehen mag, das ersezt eine gewisse Treuherzigkeit und Derbheit; seinen Kynismus hingegen würden unsere Zeitgenossen wol nicht loben: sie sind ja gebildeter! Aber für jene Zeit trug, wie Schröckh richtig bemerkt, dieser leichtfertige Angriff des Thomasius vielleicht mehr zum Sturz der Philosophie bey, die den Namen des Aristoteles führte, als die ernsthaftesten Gründe von Luther, Ramus und andern. *)

War

*) Zu diesem Monat gehörte, nach Schröckh, ein

Kupfer,

War es die Keckheit des Thomasius, die seine Gegner betäubte, oder war es die Gunst des Ministers, dem Thomasius auch sogleich das Aprilstück zuschickte, was sie im Zaum hielt: genug sie ließen ihn unangefochten; und deßwegen konnte er sein Journal ruhig fortsetzen. Im folgenden Stücke zeigte er so wenig die kritische Miene, als er die satyrische Fahne schwenkte, sondern er schien nur ein Unterhaltungsblatt — unschuldig und nichts weiter, wie die Unterhaltungsblätter gewöhnlich — liefern zu wollen, indem er einen französischen Roman — von der vernüuftigen Liebe — übersetzte. Das Juniusstück aber sollte wiederum Recensionen enthalten; allein ein Streit mit Tschirnhausen verhinderte diesen Vorsatz. Tschirnhausen nemlich hatte ein philosophisches Werk in lateinischer Sprache herausgege-

Kupfer, auf welchem Speusipp, von andern Schülern des Platon begleitet, dem letztern, eine gedruckte Nachtmusik überreicht. Dem Exemplar, was ich habe, fehlen die Kupfer der 6 ersten Monate. Sie waren aber alle satyrisch und standen mit dem Inhalte in Verbindung.

ben, *) welches Thomasius im Märzstücke seines Journals deutsch excerpirt, und wider welches er viele Einwürfe gemacht hatte. Tschirnhausen war unstreitig der wahren Philosophie viel näher, als Thomasius — denn seine Ansicht war am Ende wol die des Spinoza; aber er gehört zu den Schriftstellern, welche, weil ihnen ein inneres Licht aufgegangen ist, in der Entzückung darüber vermeynen, Alles ergründet zu haben, und was sie sehen, müßten auch die andern erblicken: darüber bemerken sie nicht die große Kluft, welche die Eine Einsicht von den verschiedenen Ansichten trennt, und, indem sie philosophische Kunst mit philosophischer Anschauung verwechseln, behaupten sie, immer mit dieser beschäftigt, hier, was sie dort leugnen: daher sind ihre Werke im Ganzen tadelhaft, und wenn man will, unphilosophisch. Dem Thomasius, dem ein großer Scharfsinn für das philosophische Genie geworden war — (wie gewisse Geister dazu bestimmt sind, andre von

*) Medicina mentis sive tentamen genuinae Logicae, in qua disseritur de methodo detigendi incognitas veritates.

den falschen Wegen abzuhalten, obwol sie selbst den richtigen nicht wissen und nicht zu entdecken vermögen) — war es leicht, dem Tschirnhausen eine Menge Einwürfe zu machen, Widersprüche zu beweisen, und ihm die Quelle aufzuzeigen, woraus sein System geflossen war. Es ist nicht zu leugnen, er that dies auf eine Weise, in der man auf den ersten Blick nicht den graden und biedern Mann erkennt, und deßwegen ist es leicht begreiflich, wie Tschirnhausen darüber so erbittert werden konnte, daß er sich in einer eignen kleinen Schrift wider seinen Beurtheiler nicht ohne Heftigkeit vertheidigte. Diese Schrift ließ Thomasius in dem Stücke des Junius abdrucken, und sie, nebst seiner Antwort, füllt es beynahe völlig aus. Die Antwort aber beweiset nicht etwa blos, wie es gewöhnlich der Fall ist, daß ein Journalist das letzte Wort behalten müsse, sondern sie rechtfertigt Thomasius vollkommen wegen seines Verfahrens und seiner Absicht. Allein, obgleich der entschlossene Mann dem erzürnten Tschirnhausen Gerechtigkeit wiederfahren ließ, und ihre Differenz wol nur, wie jeder Streit um die Wahrheit, auf

Mißverständnisse beruhete, so wurde dieser doch sein Freund nicht.

Diese ersten sechs Monate eignete Thomasius dem Churfürsten von Sachsen, Johann Georg III. zu, dem sie, wie er erfuhr, gefallen hatten. Er that dies in einem Schreiben, in welchem er dem Churfürsten sagte, daß er es nicht etwa thue, um seinen Schutz dadurch zu erflehen: denn es sey frech von einem Unterthanen, wenn er, bey seiner gerechten Sache, diesen nicht mit Vertrauen von seinem Landesfürsten erwarte! — auch nicht aus einer andern Ursache, als nur der, für den genossenen Schutz zu danken. Der Churfürst nahm sein Schreiben wohl auf; daher setzte Thomasius sein Journal ruhig fort; und erwarb sich im Monat Julius ein neues Verdienst, wenn es anders ein Verdienst ist, einen großen und edlen Mann von der Beschimpfung zu befreyen, die lange auf ihm ruhte, und ihm die Achtung der Nachwelt zu erwerben, die er verdient: zugleich aber bewieß er Tschirnhausen und der Welt, wie weit er entfernt sey von aller Ketzermacherey, und wie viel er wagen möge für die Wahrheit und das Recht. Tschirnhausen

hatte den Thomasius beschuldigt, als ob er ihn eines unlautern Christenthums hätte verdächtig machen wollen, weil er es unter andern auch der Welt gesagt, Tschirnhausen habe den Lucretius empfohlen; denn dieser, zur verhaßten Schule des Epicurs gehörend, durfte nur verabscheuet und verflucht, aber nicht empfohlen werden. Ohne dem Tschirnhausen auf die häßliche Beschuldigung viel zu antworten, übernahm Thomasius hier förmlich die Vertheidigung des Epicurs, und suchte ihn aus der unverdienten Verachtung zu ziehen, in die er durch das unabläßige Lärmen der Stoiker — die ihrer gepriesenen Apathie ungeachtet auf das Nichts der eitlen Ehre eifersüchtig genug waren — und durch den niedern Sinn gemeiner Seelen gestürzt war, die sich deßwegen seine Anhänger nannten, weil sie in der Worte Doppelsinn eine Entschuldigung ihrer Schlechtigkeit fanden, aber von seinem Geist und seiner Tendenz nichts ahndeten. Wenn seine Atomistik zur Erklärung des Ursprungs der Dinge auch wenig genügt, so beweis't sie doch, daß Epicur wußte, was die Philosophie zu leisten hat, und zeugt eben so sehr von seinem Streben nach Einheit, als die Vorstellung ir=

gend eines Philosophen der alten Zeit; seine Wollust aber, worein er den Zweck des menschlichen Lebens setzte, ist eben so vortrefflich, als das Wort, mit unschuldigen Augen angesehen, süß und schön ist; denn sie ist nichts anders, als die vollkommenste Harmonie des Menschen mit sich selbst und mit der Welt. Thomasius war freylich nicht der erste, der dies einsah; Gassendus, dessen Buch *) er zum Grunde legte, hatte es schon früher eingesehen und es zu sagen gewagt; aber er war der erste, der es deutsch und in Deutschland laut aussprach. Freylich konnte er, wie Gassendus, den Epicur wegen seiner Gottlosigkeit und wegen seiner Vorstellung von der Vorsehung nur komparativ vertheidigen, indem er zeigte, sie sey eben nicht schlechter, als die der andern Philosophen des Alterthums; (wie hätten sie das gekonnt, da sie ihre Idee von der Vorsehung nicht etwa in dem Fato der Stoiker, sondern in ihren Göttern suchten? woraus erhellt, daß sowol Thomasius als Gassendus schwerlich die richti= Idee darüber, aber vor dem Worte Gott einen eignen Respect hatten), allein wegen

*) de vita et moribus Epicuri.

seiner Moralität ertheilten ihm beyde das verdiente Lob. *) — Die Art, mit welcher Thomasius seine Vertheidigung übernimmt, verdient bemerkt zu werden. Unter uns scheint die Meynung herrschend zu seyn, daß, wer auf sein Zeitalter wirken wolle, der müsse es für so schlecht als möglich halten, damit er nicht glaube, dieser oder jener Schritt zum Bessern sey nicht mehr nöthig. Diese Meynung könnte leicht die richtige seyn, wenn sie das Princip unsers Handelns bleibt: aber ob man es dem Zeitalter laut sagen solle, es sey schlecht, schwach oder niedrig, wenn man ihm nicht zugleich dazu sagt, daß dieses nothwendig, und daß mithin seine Schlechtigkeit, die nur relativ ihm anklebt, ihm eben so wenig zur Schande gereiche, als einem andern Zeitalter seine (re-

*) Zu diesem Monate gehört ein Kupfer, auf welchem Epicur im süßen Schlafe liegt, mit dem Kopfe in Xeno's Schooß; Platon weht ihm die Mücken weg (eine Anspielung auf dessen Ideen), und Aristoteles fängt die Grillen auf, damit sie jenes Leibes- und Seelenruhe nicht stören. — Daß Thomasius von Platons Ideen so gering dachte, wird man ihm gewiß gern verzeihen; er kannte sie nicht.

lative) Vortrefflichkeit Ehre bringt? — das ist eine andre Frage. Freylich ist es wahr, daß alle große Männer, die für die Menschheit etwas Wichtiges leisteten, tüchtige Strafprediger waren: aber dafür wurde ihr Werth auch erst von der Nachwelt erkannt. Welche Ansicht Thomasius von seinem Zeitalter hatte, darf wol nicht mehr gesagt werden: aber dennoch fängt er hier, (wie mehrmals, wenn er etwas Auffallendes unternahm), damit an, daß er sagt: ein solches Unternehmen wäre in frühern Zeiten gefährlich gewesen, aber jetzt sey die Welt dahin gekommen, daß man es wagen dürfe der Wahrheit zu huldigen. Ob man das Heucheley nennen kann, das mögen die Moralisten entscheiden: wenn es sich aber mit der Erziehung des menschlichen Geschlechts eben so verhält, wie mit der des Menschen, so ist ihr schwerlich etwas nachtheiliger, als geäußertes Mißtrauen gegen den Willen und die Kraft einer lebenden Generation.

Die nächsten drey Monate beschäftigen sich durchgängig mit Recensionen neuer Bücher aus verschiedenen Fächern der Gelehrsamkeit. Thomasius zeigt in ihnen, was man an ihm gewohnt ist, eine vielseitige Kenntniß, ei-

ne ausgebreitete Belesenheit, Scharfsinn und Witz, eine Unterhaltungsgabe, die sich durch Erfindung und eingeschaltete Anekdoten, belehrend und belustigend, verräth, und die man selten findet. Sein Ton ist bey weiten ernsthafter, als in den ersten Stücken, aber noch immer munter, so wie er sich überhaupt so leicht und so fröhlich bewegt, daß man an ihm von der Steifheit nichts gewahrt, womit die Gelehrsamkeit ihre Verehrer zu belasten pflegt. Er läßt sein Zeitalter nie aus dem Auge, macht durch Bemerkungen, die er an fremde Gedanken knüpft, auf seine Gebrechen aufmerksam, aber er scheint eben dadurch nicht so auf das Reformiren auszugehen. Einen Auszug erlaubt der Inhalt nicht; einzelne treffliche Gedanken sind zu sehr mit den Recensionen der Bücher verwebt, als daß wir sie lostrennen könnten; Erinnerungen gegen andre würden jetzt nutzlos seyn, und das, was aus diesen Monaten Einfluß auf seine Schicksale hatte — denn der Grimm seiner Gegner kochte im Stillen fort, und Thomasius unterließ nicht durch einzelne Anspielungen, die sie wenigstens auf sich beziehen konnten, ihn zu unterhalten und zu vermehren — das werden

wir besser dann erzählen können, wenn sich die Folgen davon zeigen. *)

*) Eine Bemerkung mag hier wenigstens in einer Note stehen. Thomasius klagt darüber, daß man die Literärgeschichte so vernachlässige, und daß man nicht wisse, was dazu gehöre, das Leben eines Gelehrten zu beschreiben, da es doch so lehrreich und so nützlich sey. Ueber das, was eine solche Beschreibung enthalten soll, heißt es; Gelehrte, gleichwie sie von andern durch ihre Gelehrsamkeit entschieden werden; also sollte auch in ihrem Leben dasjenige hauptsächlich berühret werden, was zur Gelehrsamkeit gehört, in was für einen Theil derselben sie für andern excellirt, was sie für Bücher geschrieben, was sie ihrer Schriften und Lehren halber für Adversarios bekommen, was sie dieserwegen für Verfolgungen ausstehen müssen, wer sich ihrer angenommen, sie geschützet, gelobet und getadelt, wie ihre Schreibart gewesen, ob sie in denselben ihre Affecten blicken lassen u. s. w. — Gleichgültig, meynt er, sey es, daß sie Doctoren oder Räthe gewesen, daß sie geheyrathet und Kinder gezeuget u. s. w. — Für die Schnelligkeit oder Langsamkeit, mit der er arbeitete, mag

Auch das Novemberstück enthält Kritiken, aber nur von Einem Buche, das schon im vorigen Stücke angefangen wurde, von Morhoffs Polyhistor; *) deßwegen können wir leichter ein Paar Sätze aus diesem Monate anführen. Morhoff redet von dem Göttlichen in den Wissenschaften, und die Bemerkungen, die Thomasius darüber macht, verrathen von Neuem seinen philosophischen Standpunct, — der auch wol daraus erhellt, daß er den Spinoza gottlos und leichtfertig nennt, und von ihm sagt, er habe die Kreaturen zu Gott gemacht; und daß er meynt, »alle Grundregeln würden verfertigt durch Abstrahirung derer Sa-

das Geständniß zum Maßstab dienen, daß er sagt: ich will den gern pardonniren, der in Jahresfrist vier oder fünf solche vitas verfertiget. Wie er aber studirte, erhellt aus folgenden Worten: mein Gemüth ist nicht ruhiger und geschickter zum Studiren, als wenn ich am nüchtersten lebe. Der Wein macht mich wohl kühle, aber das Wasser giebt mir solidere Meditationes. Und je länger ich schlafe, je fauler und verdrießlicher werden meine Kräfte, etwas gelehrtes zu thun. —

*) Polyhistor literarius, philosophicus et practicus.

chen, die sich in unterschiedenen Exempeln befinden.« Von jenem Göttlichen in den Wissenschaften meynt er: es müsse entweder natürlich oder übernatürlich seyn; im ersten Fall verdiene es einen so hohen Namen nicht, im letzten aber leugnet Thomasius das Daseyn desselben, und zwar, wie er sagt, aus Respect zu der Gottesgelahrtheit. In der Philosophie, die er von der Theologie streng geschieden haben will, obwol er sie selbst vermischt, und in der weltlichen Beredsamkeit gäbe es so wenig, als in der Mathematik etwas Göttliches. »Und obgleich Seneca, Cicero, Aristides und andre Heiden viel von dem θεῖῳ zu schwatzen wissen, so weiß ich doch, daß dieses Alles aus einer irrigen Meynung, die diese Heiden von Gottes Wesen und dem Ursprung der menschlichen Seele gehabt, hergerühret. Woraus ebenmäßig geflossen, was Plato und so viele andre Heiden von dem θεῖῳ in der Poeterey, imgleichen was Jamblichus von dem Göttlichen, das in der Musik stecken solle, geschrieben« — ja öfters, setzt er hinzu, sey dies Göttliche nur die Wirkung von einem Glas Wein oder Brandtwein. — Der Historie ertheilt er im Allgemeinen mit Morhoff das Lob, was ihr

gebührt; aber er meynt sogar, daß wer die Historie von einer jeden Disciplin genau wisse, der wisse mehr, als alle Meister derselbigen, — als ob man die Geschichte einer Wissenschaft wissen könnte, ohne darin Meister zu seyn, d. h. ohne von ihr eine Ansicht zu haben, die für uns wahr und gewiß ist! — Auf die Mnemonik, die grade jetzt wieder Mode werden zu wollen droht, hält Thomasius nichts, und »ist der wunderlichen Meynung, daß ein Mensch sich hüten solle, an seinem Gedächtniß zu künsteln; nicht allein, weil mehrentheils was dem Gedächtniß zugeht, das gehet gewiß dem Judicio wieder ab, da doch ein Loth Judicium viel besser, als ein Pfund Memorie, sondern auch, weil insgemein diejenigen, die ihr Gedächtniß durch Kunst forciret, wenn sie alt worden, dasselbige nebst dem Judicio gar verlohren haben. — Wenn alle Leute so humorirt wären, fährt er fort, wie ich, wollte ich wohl einem jeden für denen subsidiis mnemonicis durch Bildungen warnen, weil ich meine, daß sie unter allen denen Mitteln die geschicktesten seyn, einen Menschen, ich will nicht sagen, zum Narren zu machen, sondern nur seines Verstandes in einem ziemlichen Grad zu be-

rauben.« — In Ansehung der Erziehung und des Unterrichts aber ist er freylich noch immer der Meynung, daß die Sprachen so gar nothwendig nicht wäre, selbst nicht zur Gelehrsamkeit, »denn der Mensch ist nicht auf der Welt der Sprachen halber, und die Gelehrsamkeit bestehet nicht in Worten, sondern in wahrhaftigen Gedanken«: aber von der Spielmethode, auf die er vor einem Jahre so viel hielt, ist er doch schon etwas zurück gekommen; dagegen dringt er auf Verbesserung der Sitten des äußerlichen Lebens, und schließt, man müsse in den Schulen auf eine solche Methode bedacht seyn, durch welche denen Knaben zugleich die Sprachen, die mathematischen und historischen Wissenschaften, die gottesfürchtige Sittenlehre, und die manierliche Höflichkeit eingeflößet werde.

Das Decemberstück beschließt das Jahr auf eine Weise, die dem Character, dem Muth und der Einsicht des Thomasius Ehre macht, aber nicht znr Ruhe seines Lebens beytrug. Schon der Titel — »ernsthafte Gedanken über etliche ernsthafte Bücher« — läßt etwas von dem Bisherigen Verschiedenes erwarten; und die Erwartung wird nicht getäuscht. Wol

war die Sprache des Journals in den spätern Monaten viel ernsthafter geworden, wie in den ersten: aber nicht selten fiel Thomasius in den alten Ton zurück, wenn die Gelegenheit sich darbot, seinen Muthwillen zu zeigen. In dem December aber herrscht durchaus ein ernster Ton voll Nachdruck und Kraft, wie ein Mann redet, der seinen Unwillen über einen unwürdigen Gegner zurückhält, durch den Gedanken an die Würde des Gegenstandes, über den er streitet: daher hin und wieder der Anstrich von Bitterkeit, und das rasche Leben in seinen Aeußerungen! Nach einer Schilderung der menschlichen Gemüther bey einem herannahenden Bußtag, führt Thomasius einen Studenten der Theologie mit einem Obristen zusammen, der auch ehemals ein Theologe war, und noch in der theologischen Literatur fortlebt. Der Student ist zehen Jahr auf der Akademie gewesen, und hat die Aristotelische Philosophie und die positive scholastische und polemische Theologie so wohl studirt, daß er jetzt in Einer Stunde über jeden beliebigen Text eine Predigt zu halten versteht. Aber, obwol man sieht, daß er ein Repräsentant der gewöhnlichen Theologen seiner Zeit seyn soll,

und daß Thomasius seinen Zeitgenossen über die Vernachlässigung der praktischen und moralischen Theologie — (die freylich neben jener andern Eintheilung nothwendig ist) — die Wahrheit zu sagen wünscht, so gehört er doch nicht zu »den albernen Kerlen, die ihr einfältig Bedenken mit vortragen sollen;« sondern er hat Verstand und guten Willen, aber er trägt die Fesseln der Autorität. — Herr Hector Gottfried Masius, Doctor und Professor der Theologie und Hofprediger des Königs von Dänemark, hatte ein Buch geschrieben »über den Vortheil, welchen die wahre Religion den Fürsten gewähre;« *) und darin zwar einen heftigen Eifer für das ächte Lutherthum bewiesen, aber wenig Geist und noch weniger Religion. Dieses Buch bestreitet der Obrist und von dem Theologen wird es vertheidigt. Masius hatte in seinem Buche gesagt, daß die wahre, d. h. die Lutherische Religion einzig und allein den Frieden des gemeinen Wesens erhalte; er hatte sie wegen ihrer äußerlichen Vortheile für die Fürsten, diesen sehr empfohlen, weil sie lehre, die Gewalt der Fürsten

komme

*) Interesse principum circa veram Religionem.

komme unmittelbar von Gott und behauptet, Fürsten und Herren müßten die lutherische Religion, wo nicht aus Gottesfurcht, doch um ihres zeitlichen Vortheils willen zu der ihrigen machen; dabey hatte er zu verstehen gegeben, daß die katholische und besonders die reformirte Religion Rebellen und Aufrührer machen müsse. Er hatte von den Reformirten gefodert, daß sie sich mit den Lutheranern vereinigen müßten, weil sie ja zugäben, daß diese im Fundament nicht irrten, was ihnen aber von diesen abgeleugnet würde; und überhaupt war das ganze Buch so voll schiefer, einseitiger und abgeschmackter Sätze, daß man sieht, es war aus dem bekannten Grundsatze geflossen, jede Unwahrheit und Schlechtigkeit sey erlaubt für den ächten Glauben. Wie Thomasius darüber denken mochte, ist dem klar, der da weiß, »daß er der Religion zugethan war, die der Apostel an dem Orte, da er die Liebe so sehr herausstreicht, und die guten Werke so hoch treibt, seinen Corinthern einpredigen will;« aber dennoch würde er den Masius schwerlich so kräftig angegriffen haben, wenn nicht seine Lehre die gewöhnliche seiner Zeit gewesen wäre. Die erste Behauptung, daß die lutherische

Religion allein den Frieden des Staats sichere, widerlegt Thomasius vollkommen aus der Geschichte, und meynt mit Recht, daß der Vortheil, den eine Religion dem Fürsten gewährt, wenn die lutherische darin auch vor andern sich verschwenderisch bewiese, ein schlechter Maaßstab für ihren Werth sey: denn entweder sey die Religion schlecht, die sich so weit ihrer Heiligkeit entäußere, daß sie sich als Erhalterin menschlicher Ordnungen und Einrichtungen gebrauchen ließe, oder der Staat sey schlecht eingerichtet, der eine solche Stütze bedürfe, und nicht auf seine eigene Festigkeit wol gegründet, bestände. *) Von der Behaup-

*) Unter andern sagt er: »Ich bin der Meynung, daß es eine unanständige Sache sey, seine Religion hohen Potentaten wegen des zeitlichen Interesse zu recommandiren. Ein andres ist, wenn man der wahren Religion Schuld giebt, daß sie dem Interesse des gemeinen Wesens zuwider sey, ein andres, wenn man behaupten will, daß sie den zeitlichen Nutzen großer Herren an und für sich selbst befördere. Jenes ist offenbar falsch, wannenhehro auch die Väter erster Kirche der Christlichen Religion, soviel diesen Punct betrifft, öfters

tung hingegen, daß Gott die unmittelbare Ursache der Majestät sey, sagt Thomasius, »daß nicht leicht eine abgeschmacktere und von aller Vernunft und Schrift mehr entfernte Mey-

das Wort geredet. Aber daraus folget das Andre nicht. Die wahre Religion zielet nur auf das ewige Wohl. Dieses aber ist nicht nothwendig mit dem zeitlichen verknüpft, zu geschweigen, daß das zeitliche Interesse so ein wächsernes Wort ist, daß sich solches nach eines jeden seiner Meynung gar leichte drehen und formiren läßt. Die Wahrheit braucht zu ihrer Recommendation weder die Unwahrheit noch die Alberkeit. Dannenhehro halte ich dafür, daß man sich um die Religion mehr verdient mache, wenn man die albernen Verfechter derselben — (nemlich diejenigen, die sie dem Fürsten als Stütze des gemeinen Wesens empfehlen) — bey Seite schaffe, als wenn man dieselben hegt; denn sie kämpfen für sie nur mit Steckenpferdrn, hölzernen Degen nnd Klatschbüchsen.“ — Seit Thomasius sind hundert Jahre verflossen, und doch hört man noch so oft die Meynung, daß die Religion hauptsächlich deßwegen zu erhalten sey, weil sie dem Staat die Hand reiche, und den Pöbel bändigen helfe. — Ist das nicht eine

nung gewesen sey, als diese.« Schon Pufendorf hatte sie bestritten, und Thomasius war ihm darin gefolgt in seiner göttlichen Rechtsgelahrtheit; aber dort konnte er seine Meynung nicht so bündig und vollständig an den Tag legen. Er leugnet nicht, daß die Majestät ursprünglich von Gott komme, aber er behauptet, daß die Zustimmung des Volks als eine mittelbare Ursache schlechterdings dazu gehöre; Er zeigt die Nichtigkeit der damals gewöhnlichen Behauptung, daß keine Obrigkeit ohne von Gott sey, und folgert aus der Forderung des Masius, (die Reformirten müßten sich mit den Lutheranern vereinigen,) daß die Lutheraner dieselbe Schuldigkeit gegen die Katholiken hätten, weil sie diesen die Möglichkeit des Seligwerdens — welche sie ihnen absprechen — zugestünden; und schließt das Gespräch damit, daß der Ob ist dem Theologen eine Anweisung, die Theologie zu studiren, ins Stammbuch schreibt, in welchem er ihm thätige Liebe und Demuth empfiehlt, und

Lästerung gegen das Heilige und ein schmachvolles Geständniß über die Unvollkommenheit der Staaten? — Und seitdem sind wir doch so hoch aufgeklärt!

vor Heucheley, theologischer Hoffart und Haß warnt. «Aber wo bleibt der Glaube? Diesen mußt du mitbringen, ehe du Theologie zu studiren anfängst.« —

Wie Masius diese Recension aufnahm, und welche Folgen sie hatte, das werden wir bald erzählen. — Aber noch im Laufe dieses Jahrs ließ Thomasius noch zwey andre Schriften drucken, die wir wenigstens anführen wollen. Schon um Ostern — also um dieselbe Zeit, in welcher er das Leben des Aristoteles in seinem Journal beschrieb — eröffnete er in einem Programm »von den Mängeln der Aristotelischen Ethik der studirenden Jugend zwey Collegia über die Christliche Sittenlehre und über das jus publicum,« und beweiset dadurch, daß er den monatlichen Gedanken nicht seine ganze Thätigkeit schenkte, sondern daß er sie, wie ihr Titel sagte, nur in müßigen Stunden verfertigte, obwol sie leicht besser ausgefallen seyn dürften, als die übrigen Arbeiten. Er beschrieb darin die elende Weise, wie man die Sittenlehre — die er einen habitum practicum nennt — bisher gelehrt habe, und wie ihn dies bewogen, auf eine bessere Methode zu denken. Er verspricht, in dem Collegio die

Fundamente der Ethik nicht auf heidnische zu gründen, weßwegen er sie eben christlich nennt, sondern sie blos aus der gesunden Vernunft herzuleiten, und dann die ethischen Principe »eines neuen Philosophen, die den Atheismus ganz offenbar inculciren, und also dem Christenthum, wie jeder andern Religion, zuwider sind, deutlich und mit guten Gründen zu widerlegen. Nemlich, fährt er fort, es ist den Gelehrten bekannt, daß in des Benedicts Spinosä seinen Operibus posthumis gleich vorne an eine Ethik enthalten, in welcher zugleich dieser scharfsinnige Jude die Fundamente seiner ganzen Philosophie oder vielmehr seines Atheismi gesetzt. Weil denn dieses Spinosä seine Schriften, die bey uns in Deutschland bisher eben so bekannt nicht gewesen, anjetzo anfangen, sich allmählich einzuschleichen, das darinnen enthaltene Gift aber desto gefährlicher ist, weil es im ersten Ansehen recht raisonnabel zu seyn scheint, und weil über dieses sich Leute finden, die ich jetzo ehrenthalben nicht nennen will, die dasselbe hämischer Weise unter die Gelehrten auszubreiten suchen; als habe ich gemeint ein nützliches Werk zu verrichten, wenn ich solches der stu-

direnden Jugend entdeckte, damit sie sich desto besser dafür hüten.« Dem Thomasius aber ist »die Ethik nichts anders, als eine Lehre und Anweisung, wie ein Mensch seine Affecten guberniren soll, damit dieselben nicht vermögend werden, ihn zu etwas, so denen Gesetzen zuwider wäre, anzureizen.«

Denselben Standpunkt in der Philosophie verräth auch das zweyte Werk, das er im Herbst drucken ließ, und »Einleitung in die Hofphilosophie« nannte. *) Den Titel erhielt es wol aus der Meynung, daß die Philosophie, die man bisher auf den Akademien zu lehren gewohnt war, nur für die Schule, die aber, welche er lehren wollte, auch für das höhere Geschäftsleben tauglich sey. Aber Thomasius war ein desto schlechterer Philosoph, jemehr seine eigentliche Tendenz die Philosophie war; bey seinen Kritiken blickt ein heller Geist durch die Polemik hindurch, aber wenn er systematisch verfahren will, so erhebt er sich nicht so hoch, daß er nach Spinoza als Philosoph

*) Introductio ad philosophiam aulicam, seu lineae primae libri de prudentia cogitandi et ratiocinandi.

angeführt werden dürfte. Ja hätte er sich in diesen Jahren seines Lebens mit diesem nur eingelassen: er hätte vielleicht gefunden, wo es ihm fehlt; aber da sein Christenthum ihm nicht erlaubte, sich dem ruchlosen Mann, wie er ihm schien, ganz hinzugeben, so behielt er diese Ehre einem größern Geiste auf. In der Vorrede zu dieser Einleitung — welche die Mitte zwischen den Cartesianern und Peripatetikern halten sollte — klagt er über den Zustand der Akademien und den Verfall der Akademischen Würden, und meynt, das komme von der unnützen Lehrart: sie zu verbessern sey sein Zweck und der Zweck dieses Buchs, über dessen Inhalt er schon vorher Vorlesungen gehalten hatte, *) wie aus dem angeführten Programm erhellt. Das erste Kapitel rechnet die philosophischen Secten her von Anfange der Welt bis auf den Cartesius, weil der Gegenstand doch zur Philosophie gehört, und weil, wie wir wissen, Thomasius auf die Geschichte der Disciplinen so sehr viel hielt. *)

*) Er hatte dazu eingeladen durch ein andres Programm: Intimatio lection. priv. de prudentia cogitandi et ratiocinandi 1689.

*) Er fängt wirklich vom Anfange der Welt an.

Er kann aber keine Sectenphilosophie leiden, sondern ertheilt der eclectischen den Vorzug, weil sie nicht selbst Lehrsätze behauptet, sondern nur aus den andern Philosophieen die besten Blumen auswählt; leider vergißt er nur zu bestimmen, nach welchem Princip man sie für die besten erkennen solle, ob der Geruch oder die Farbe sie unterscheidet; denn das Kriterium der Wahrheit, welches er im 5ten Kapitel angiebt, (logisch wahr sey die Uebereinstimmung des Gedankens mit der gedachten Sache außer uns; moralisch wahr sey die Uebereinstimmung der Worte mit dem Gemüthe) dürfte schwerlich wider den Irrthum schützen. Freylich macht er sich über seine eclectische Philosophie wol selbst einige Scrupel, aber er beruhigt sich mit der bekannten Ausflucht aller Unphilosophie, daß die Schwäche des menschlichen Geistes nicht weiter zu gehen erlaube,

Adam, sagte er, lehrte seine Kinder eine gesunde und nüchterne Philosophie; Cain verdarb sie schon, und da entstanden sogleich zwey Secten, die der Sethianer und der Cainitaner u. s. w. — Man muß sich wundern, daß ein Mann, der oft so hell sah, zuweilen so im Dunkeln tappt.

und meynt, die eclectische Philosophie erfordere doch nur eines Menschen würd'ge Bemühung, eine andre hingegen eine eselhafte. *) Auch behauptet er, Plato, Xeno und sogar Aristoteles seyen Electiker gewesen, wahrscheinlich darum, weil einzelne Sätze — (denn als ein Ganzes sah Thomasius ihre Philosophie wol nicht an) — des einen mit einzelnen Sätzen des andern zusammen fallen. Das Denken beschreibt er im 3ten Kapitel also: es sey eine Handlung der Seele, wodurch der Mensch oder die Seele im Gehirn etwas über die Bilder, die dem Gehirn von der Bewegung äußerer Körper durch die Sinne eingedrückt werden, durch eine in Worten bestehenden Rede entweder bejahet, oder verneinet, oder fragt. *)

Doch genug und zuviel über ein Werk, das, ungeachtet der Wahrheit einzelner Sätze,

*) Phil. Electica laborem requiret ingenuo homine dignum, sectaria asininum.

**) Cogitatio est actus mentis, quo homo vel mens in cerebro de schematibus motu corporum externorum per organa sensuum cerebro impressis aliquid per modum discursus et orationis verbis constantis vel affirmat, vel negat, vel quaerit.

auf philosophischen Werth keinen Anspruch nach dem Spinoza machen kann! Aber das dürfen wir nicht unbemerkt lassen, daß er zu gleicher Zeit in einem Programm — von den Mängeln der heutigen Academieen, besonders aber der Jurisprudenz — ein Collegium disputatorium in seinem Hause darüber ankündigte. Der Inhalt des Buchs, dieweil es vom Gewöhnlichen abwich und mit der göttlichen Rechtsgelahrtheit auf Einem Grunde ruhte, (wenn es anders ein Grund war,) mißfiel seinen Gegnern, die Sprache des Programms, das übrigens nichts enthält, was Thomasius nicht an andern Orten besser und würdiger gesagt hätte, als in diesen witzelnden Avertissement, mißfiel noch mehr: aber das Collegialesen in seinem Hause fanden sie wider die Gesetze der Akademie.

Im Anfange des 1689sten Jahrs, das für das Leben des Thomasius so bedeutend werden sollte, als dieser grade damit beschäftigt war, eine Zueignung der letzten sechs Monate seines Journals an seinen Landesherrn drucken zu lassen, in welcher er zwar sein kühnes Unterfangen gesteht, weil er den Kampf gegen die Gleißnerey und Pedanterey gewagt habe, aber

auch ein noch größer Vertrauen auf den Schutz des Churfürsten an den Tag legt — erhielt Thomasius von der Universität einen Befehl des Churfürsten, worin der ersten, auf eine Klage der philosophischen Facultät und besonders des D. V. Alberti, aufgetragen wurde, den Thomasius vor sich zu fordern, ihn über gewisse Puncte seiner Schriften und über das Collegium in seinem Hause zu befragen, darüber in Wittenberg erkennen zu lassen, und ihm dabey die satyrische Schreibart, den Druck seiner Schriften ohne Censur und die Fortsetznng jenes Collegiums bey einer Strafe von 100 Dukaten zu untersagen. Dieser Befehl kam dem Thomasias um so unerwarteter, da er sich in der letzten Zeit keiner Sünde bewußt war, und zugleich auf den Schutz des Ministers Haugwitz sicher rechnen zu dürfen glaubte; aber er hätte das Septemberstück seines Journals nicht vergessen sollen. In diesem Stück hatte er heftig über den Mißbrauch der Censurfreyheit und die Konfiscirung neuer Bücher gesprochen; und dabey, wie er selbst gesteht, auf allerley kleine Umstände, Handlungen und Worte, die man theils wider ihn, theils wider andre beging, und äußerte, mit vielem bittern Spott angespielt, der für uns freylich seinen Stachel

verlohren hat, der aber seine Gegner desto stärker reizen mußte, weil ein jeder ihn verstand. Ferner hatte Thomasius eben daselbst Pufendorfs schwedische Geschichte gegen die erbärmlichen Einwürfe »eines vornehmen Mannes« vertheidigt und besonders darüber gespottet, daß dieser geleugnet, ein Theologe habe, »durch 10000 Thaler bestochen, den Churfürsten zu Sachsen zum P. (Prager) Frieden beredet.« Dieser vornehme Mann, den Thomasius zwar nicht nannte, den aber jeder kannte, weil er seine Worte anführte, war D. Alberti; und über die 10000 Thaler, sagt er unter andern, sie seyen keine Kleinigkeit, und selbst Aristoteles, »der doch das Messergesteck der Justitiae universalis mit allen eilf Tugenden im scrinio pectoris hatte, würde bey dergleichen Stücken aus der sechsten Bitte haben zugestehen müssen, daß der Mensch ein armer Erdenkloß sey;« durch den Fall sey seine Natur so verderbt, daß er kaum einer Summe, »die so viel austrägt, als arme Stipendiaten von ihren akademischen Stipendien erhalten,« zu widerstehen vermöge, denn er habe irgendwo gelesen, daß M. Gratius sich sogar durch eine Schüssel mit Pfannkuchen habe bestechen lassen,

einen unwürdigen Magister zu machen, den man deßwegen zum ewigen Andenken den Pfannkuchen = Magister genannt. Wirklich sollte dieses in Leipzig vorgefallen seyn, wenigstens führte ein Magister diesen Ehrennamen; und da Alberti zugleich Ephor der Stipendiaten war, so glaubte er, Thomasius habe ihn beschuldigen wollen, daß er die Kasse bestöhle. Thomasius spielt mehrmals auf die Stipendien an, und man darf ihm wol zutrauen, daß er den Alberti, der ihn auf so vielfache Weise kränkte und um Ehre und Brod zu bringen suchte, dabey im Auge hatte: aber er leugnete, daß dieses in seinen Worten läge, höchstens möchte man die Beschuldigung herausbringen, daß Alberti die Gerechtigkeit der Stipendienvertheilung nach kleinen Geschenken abwäge. — Alberti hatte damals die philosophische Facultät sogleich zu der Anklage vermocht; aber die Sache war liegen geblieben bis Haugwitz einmal nicht gegenwärtig war.

Sobald Thomasius den Befehl erhalten hatte, so beschwerte er sich über das widerrechtliche Verfahren bey dem Churfürsten und legte zugleich dem Oberkonsistorium in Dresden in einer ausführlichen Erzählung des Ur=

sprungs nnd Wachsthums ihrer Uneinigkeit eine so vollkommne Rechtfertignng seines Betragens vor, daß man am Hofe es für besser hielt, besonders da sich Thomasius in zwey Schreiben an die Minister zum Vergleich bereit zeigte, ihnen anzurathen, sich zu vergleichen. Alberti, dem es bey der Rechtfertigung des Thomasius bange werden mochte, und der zugleich in der Ferne eine günstigere Gelegenheit sah, den verhaßten Gegner zu stürzen, ohne daß er nöthig hätte, in seiner Blöße hervorzutreten, schien dazu sehr bereit, und wußte die ganze Aufrichtigkeit zu heucheln, die dem Thomasius eigen war; aber die Forderung, deren Gewährung er als einen Beweis der Versöhnung vom Thomasius begehrte, ist nur ein schmähliger Beweis seiner gemeinen Seele. Er verlangte nemlich, daß Thomasius ihn in seinem Journale einmal loben sollte; und dieser, der da glaubte, die Welt würde ein solches Lob zu schätzen wissen, versprach es. Damit ward dieser Handel geendigt, und der Befehl blieb ohne Wirkung.

Unterdeß hatte Thomasius das Journal fortgesetzt, und das Januar- und Februarstück drucken lassen. Sein Geist und sein Scharf-

sinn war derselbe, aber die Methode, in welcher er ihn zeigte, war verschieden; denn er veränderte nicht blos den Titel, *) sondern er vertauschte auch die dialogische Form mit der didaktischen. In der Vorrede giebt er, (nachdem er die Geschichte seines Journals nicht ohne Witz beschrieben und seine Tendenz, wie wir sie angeführt haben, entdeckt hatte,) über diese Veränderung, die sonst Verwunderung erregen könnte, Aufschluß. Die Gespräche, sagt er, haben zwar den Vortheil, den er vor einem Jahre davon rühmte, »aber es ist auch dieser Ver-

*) Von jetzt an hieß es: Freymüthige, jedoch Vernunft- und Gesetzmäßige Gedanken u. s. w. Da der Scherz und Ernst also aufhörte, so wollen wir nicht unbemerkt lassen, daß ein Stück des Journals 2 gute Groschen, also der Jahrgang Einen Thaler kostete. Scherz und Ernst ist jetzt nicht so wohlfeil. Kommt das daher, weil die Freymüthigkeit mit ihnen verbunden ist, die Thomasius darauf folgen ließ? oder ist die Waare im Preise gestiegen? oder ist der Scherz etwa ernst- und der Ernst scherzhafter? oder wissen wir den Gehalt besser zu schätzen? —

Verdruß dabey, daß die Leute so verfluchte und alberne Applicationen auf alle Dinge machen. Die Leser haben eine so unzeitige Sorgfältigkeit, aus einem jeden Umstand ein Geheimniß zu machen, und Personen auszusuchen, auf die ein Autor mit aller Gewalt reflectirt haben solle, ob ihm solches gleich nie in den Sinn gekommen. Ich habe keinen Namen der unterredenden Personen erfinden dürfen, ich habe den Character einer Person zu expriminiren keine dazu gehörige Redensart brauchen dürfen, so hat man alsobald Glossen darüber gemacht, wer der Herr sey.« Eine andre Unbequemlichkeit des Gesprächs, über welche Thomasius klagt, hatte er sich selbst gemacht: nemlich, daß der Autor so viel fingiren und erfinden müsse, um Anfang und Zusammenhang heranszubringen; dadurch werde man verhindert, sie kurz zu machen: als ob diese Erfindungen zum Dialog gehörten; sie sind ein Fehler bey demselben und keine Zierde. *)

*) Diese Unbequemlichkeit legte sich Thomasius darum auf, weil er einen Unterschied machte zwischen dem Gespräch und der Unterredung. „Die Unterredungen, sagt er in der Schrift

Diese Gründe, sagt er, hätten ihn bewogen, künftig über die Bücher »einen Discurs zu formiren,« aber nur über solche — denn die andern schließt er von seinem Journal aus — die auf Belustigung des Gemüths und recht-

wider Tenzeln, dünken mich darinnen von den Gesprächen verschieden zu seyn, daß in jenen entweder gleiche Personen, oder doch solche eingeführet werden, die mehr dem Stande, als den Sitten und Verstande nach von einander entschieden sind; in diesen aber werden gemeiniglich Personen von ungleichem Verstande und Sitten eingeführt, deren eine jede demnach ihren absonderlichen Character bekömmt, und die Redensarten nach denselben müssen eingerichtet werden, sonst wird ein Uebelstand daraus. Daher geschiehts, daß man bey den Gesprächen keine Beschreibung dessen, was zu der Conversation Anlaß gegeben, beyfüget, sondern man macht nur so viel Absätze mit den Nahmen, als eine Person der andern antwortet. In Unterredungen aber mahlet man durch eine anmuthige Beschreibung den Leser die Charactere der Personen ab, und mischt artige Inventiones ein, um dem Leser die Abwechselung der Gegenstände angenehm zu machen.“

schaffene Erbauu g gerichtet sind, oder die unter dem Deckmantel einer scheinbaren Gelahrtheit uud Gottesfurcht, Ungelahrtheit und scheinheiliges Wesen zu verbergen und zu vertheidigen gesucht.« Und darin hält er Wort, nicht nur in diesen beyden ersten Stücken, sondern auch in den folgenden. Die Recensionen einzeln durchzugehen, würde wenig Lob verdienen, zumal da sie, wiewol sie des Thomasius nicht unwürdig sind, eben nichts Neues enthalten, wenigstens nichts, was man nicht von ihrem Verfasser erwarten würde; aber die recensirten Bücher geben ihm doch von Neuem Gelegenheit, seine Religiosität, oder vielmehr, (wenn das Wort, obgleich es wahr und bezeichnend ist, nicht so häßlich und unreligiös wäre,) seinen Protestantismus, den man ihm absprach, seine Liebe für belustigende Bücher zu beweisen, und zugleich zu zeigen, daß er in Rücksicht des Naturrechts eigentlich nicht sehr weit vom Ziele, wenigstens ihm viel näher war, als die meisten seiner Zeitgenossen, und daß nur das Vorurtheil für die Heiligkeit der Theologie ihn davon abhielt; denn dieses Vorurtheil saß um so fester, je früher er es eingesogen, und je freyer er davon zu seyn glaub-

te. — Was aus diesen Monaten Einfluß auf sein Leben hatte, werden wir besser bey Gelegenheit einschalten, aber das Eine wollen wir doch bemerken, daß er im Aprilstück dem D. Alberti das Lob ertheilte, welches er ihm, seines Lebens Ruhe wegen, versprochen hatte. Er that dieses bey Gelegenheit eines Buchs, in welchem ein Katholik von den Protestanten in Strasburg ihre Vereinigung mit seinen Glaubensgenossen fodert, indem er hofft, es werde den Protestanten nicht an einem gründlichen Vertheidiger ihrer Religion fehlen, und sagt: des berühmten Leipziger Theologen, D. Alberti's, gelehrte Schriften, der schon vor 20 Jahren seine Dexterität habe blicken lassen, könnten davon Zeugniß geben. Indeß verrieth Thomasius späterhin der Welt, aus guten Gründen, wie Alberti eigentlich zu diesem Lobe gekommen sey.

Aber während der Vergleich zwischen Thomasius und Alberti noch unterhandelt wurde, zog sich in den letzten Tagen des Februars wider jenen ein mehr drohendes Gewitter zusammen, dessen bemerkte Annäherung eben den Alberti so versöhnlich gemacht hatte, und dessen Schläge nur ein gewandter Mann, wie

Thomasius vermeiden konnte. Das ganze theologische Ministerium zu Leipzig nemlich, aus neun Männern bestehend, die größtentheils in dem Rufe der Gelehrsamkeit, der Orthodoxie, und bey dem Volke in dem der Frömmigkeit standen, verklagten ihn bey dem Oberkonsistorio in Dresden, ohne weiters als einen der ruchlosesten Menschen, der Gott und die Religion verachte, seine Lehrer schmähe, das Ministerium beschimpfe, indem er ihre Predigten durch Bilder und Gleichnisse lächerlich mache, und seinen Beichtvater, von dem er in denselben Augenblicken die Absolution und das heilige Abendmahl empfangen, schrecklich gelästert habe. Sie schlossen ihre Eingabe also: »da wir erachten können, daß unsre treue Erinnerung — (die sie aber nie gemacht hatten) — bey ihm nichts fruchten, sondern zu mehrern Calumnien veranlassen dürfte, zumal zu befahren stehet, daß er ein öffentlicher Verächter Gottes und des heiligen Amts, so wir führen, endlich in den verkehrten Sinn gerathen möchte: als sind wir genöthigt, solches Ew. ꝛc. zu denunciren, und zu bitten, Ew. ꝛc. wollen gnädigst geruhen und befehlen, daß dieser unruhige Mensch zur gebührenden

Inquisition gebracht, und nächst schuldigster Abbitte an alle, die er unbillig beleidigt, andern, so er mit sündlichen Schriften geärgert, zur Abscheu und Warnung exemplarisch bestrafet, und das Uebel und große Ärgerniß aus unserer christlichen Gemeine ausgerottet werde.«

An der Spitze dieser Ankläger stand freylich der Name des friedliebenden und ehrwürdigen D. Lehmann, der im Grunde Thomasius Freund war; aber die eigentlichen Urheber und Anführer waren der berühmte Theologe D. August Pfeifer, und D. J. Benedict Carpzov, der nicht minder im Rufe der Gelehrsamkeit stand. Pfeiffer hatte schon seit längerer Zeit die Schriften des Thomasius, nach damahliger Weise, öffentlich auf die Kanzel gebracht, und gepredigt, um sie bey den Studenten, die damals das Kirchengehen noch nicht für überflüßig hielten, herunter zu bringen, und die Volksmeynung wider den Thomasius zu erregen. Ursprünglich mochte Pfeifer wol aus wahrer Anhänglichkeit an dem Alten und an Luthers Lehre die Neuerungen des Thomasius getadelt haben, und, da dieser eben keine Beleidigung ungerächt hingehen ließ, so mochte er manche Anspielung in seinen Schriften angebracht haben, durch

die sich Pfeiffer gekränkt fühlte: und so mochte es endlich zu einer unversöhnlichen Erbitterung bey ihm gekommen seyn, die in ihren Äußerungen keine Gränzen mehr kannte. Bey Carpzov aber, seinem Beichtvater, war der erste Grund zur Feindschaft wider den Thomasius durch ein Scherzgedicht gelegt, welches ein Student auf die Hochzeit des letztern verfertigt hatte, und durch welches sich Carpzov beleidigt hielt; und dies um so mehr, da er glaubte, Thomasius selbst habe es gemacht. Dem unversöhnlichen Mann genügte keine Erklärung des Thomasius; er brachte die Sache auf die Kanzel, setzte seinen Groll, den jener ebenfalls durch Anzüglichkeiten vermehrte, Jahrelang fort, und suchte ihn auszulassen, so oft er konnte. Nun hatte Thomasius in diesem Winter eine Schlittenfahrt gemacht; Carpzov hatte darauf auf der Kanzel geschmäht, und Thomasius hatte alsdann im Januarstück seines Journals eine Erzählung angebracht, die Carpzov auf sich bezog. Thomasius recensirte daselbst ein Buch, das von der besten Secte der Christen sprach, und viel über die protestantische Geistlichkeit anzumerken wußte. Er gab zu verstehen,

es sey eine mißliche Sache, in dem Wespen-neste der Geistlichen zu rühren, und viel besser, daß man der Sache zu wenig, als zu viel thue. Dabey brachte er als Beweis jene Erzählung an, die er aus einem französischen Werke genommen haben wollte, und worin er einen alten Geistlichen wider Alles, wider jedes Vergnügen und jede Conversation eines andern weisen Mannes auf der Kanzel eifern, diesen aber mit der größten Ruhe dabey bleiben läßt, und von dem Geistlichen ein solches Gemählde von Ungeistlichkeit, Rachsüchtigkeit und Unverschämtheit entwirft, daß man sein Wort: man müsse ihm, wie einem Betrunkenen, aus dem Wege gehen, sehr billig finden muß. Carpzov, wie gesagt, erkannte sich in diesem Bilde, und daher wurde es dem Pfeifer leicht, ihn gänzlich auf seine Seite zu bringen. Dieser zog zugleich einige Sätze, die, aus dem Zusammenhang gerissen, gefährlich klangen, wie alle dergleichen, und auch offenbar verdreht waren, wie es gewöhnlich geschieht, aus Thomasius Journal, erklärte sie dem Ministerio, bezog den einen auf dieses Mitglied desselben, den andern auf jenes; und dadurch wurde von einigen, und durch Eifern und theologisches Toben

von dem Reste die Unterschrift zu jener Ankla=ge erlangt.

Es war ein Glück für den Thomasius — und er erkannte nachher auch stets darin die waltende Gnade der Vorsehung —, daß diese Anklage nicht die erste wider ihn war. Durch Alberti's Beschuldigung, und seine Vertheidigung wußte man am sächsischen Hofe und im Consistorio, daß Leidenschaften und gekränkte Hoffart mehr als Liebe für die Wahrheit und das Recht die Gegner des Thomasius erfülle; und daher brachte das Ministerium, das sonst unendlich weit über seinem Gegner im Vortheil gestanden hätte, nichts zu Wege, als einen Befehl, den Thomasius zu vernehmen und seine Verantwortung einzuschicken. Thomasius beschloß mit vieler Besonnenheit: er wolle suchen, Zeit zu gewinnen, unterdeß, um die Theologen zu beschämen, ihnen einen gütlichen Vergleich anbieten, übrigens sich herzhaft, aber nicht trotzig beweisen. Und als er darauf im Termin vor dem Universitätsgerichte erschien, so wollte er sich auf keine Vertheidigung einlassen, weil im Consistorialbefehl nicht stehe, daß er persönlich erscheinen solle; er habe es nur gethan, um seinen Gehorsam zu be-

weisen, und um eine Abschrift der Beschuldigungen zu bitten, *) wie auch um Zeit zu ihrer Beantwortung. Er erhielt zur Antwort, man wolle darüber berichten. Darauf wandte er sich selbst mit einer Supplik an das Consistorium, worin er sich über das Gericht beschwert, den Zusammenhang der Sache erzählt, und sein Vorhaben enthüllt, sich christlich mit seinen Gegnern zu vergleichen.

Unterdeß kündigte D. Pfeifer, um seinen Gegner sobald als möglich zu stürzen, weil ihm der Weg des Rechts zu langweilig schien — (denn er hatte auf jene Denunciation gewiß einen andern Befehl erwartet) — ein antiatheistisches Collegium an in einem lateinischen Programm, worin er über den Atheismus auf eine solche Weise spricht, und die Gränzen desselben so weit ausdehnt, daß man schwerlich

*) Diese ad acta gebrachten Beschuldigungen sollten nur die Belege zu dem in der Anklage selbst angeführten Punkten seyn, und sind eben die, von uns angeführten, Sätze, die D. Pfeifer aus dem Journal zog. Sie waren ohne Unterschrift des Concipienten eingegeben; und Thomasius nennt das Ding, eine Schandschrift, die lauter Lügen enthalte. —

einen andern Platz finden wird, um nicht Atheist zu seyn, als die Augsburgische Confession. Was aber seine schändliche Absicht in Rücksicht des Thomasius verräth, ist, daß er in der Beschreibung der verschiedenen Arten des Atheismus, grade die Sätze, die man in der Anklage wider den Thomasius aus dessen Schriften gezogen haben wollte, hier als atheistisch anführt. Sobald Thomasius davon Nachricht erhielt, so stellte er dem Prorector der Akademie seines Feindes Absicht vor, und fragte: ob Pfeifer ein solches Collegium, das offenbar wider ihn gerichtet sey, halten dürfe, da ja keiner leugne, daß das Verbrechen des Atheismus so schwer seyn, und es keinem Privatmann zukomme, einen Mitbürger einer so schrecklichen Sünde zu beschuldigen? Pfeifer wunderte in einem Gegenschreiben sich sehr über diese Anmaßung des Thomasius, und behauptete, zumal da er weder ihn noch seine Schriften genannt, rechtlich zu verfahren; und zugleich machte er sich anheischig, für Alles bey seinen Obern verantwortlich zu seyn. Darauf sandte die theologische Facultät ein Schreiben an das Oberconsistorium, in welchem sie die Absicht »ihres lieben collegae,« des D. Pfei-

fers lobt, Thomasius Beginnen tadelt, ihn beschuldigt und anklagt, und welches sie mit folgender Bitte beschließt, gnädigst zu verordnen, daß wider Thomasius ernstlich inquirirt, und er nach Befindung seines ärgerlichen und bösen Beginnens andern zum Abscheu exemplarisch abgestraft und solches Uebel abgeschafft werde: »Welches, wie es zu Gottes Ehre und Rettung der Wahrheit gereicht, also wird Gott Ew. Churfürstl. Durchlauchtigkeit reichlich dafür segnen.« Das letzte, daß seine Ausrottung Gottes Ehre befördern sollte, ärgerte den Thomasius ungemein, und es schmerzte ihn im tiefsten Herzen, daß gelehrte Männer und Theologen solche Dinge wider ihr besseres Wissen und Gewissen schreiben könnten. Indeß freuete es ihn doch, daß die Mitglieder der theologischen Fa ultät sich entblödet hatten, sich namentlich zu unterschreiben, weil dies doch noch ein gewisses Gefühl der Rechtlichkeit zu verrathen schien. Das Ober onsistorium billigte Pfeifers Vorlesungen, aber, obwol es dem Thomasius auflegte, zu beweisen, was er gegen dasselbe gesagt hatte, es verordnete doch nicht die Inquisition wider ihn; zugleich aber befahl es, daß man ihm die Anklage des Mi-

nisteriums mittheilen, und daß er sich in 10 Tagen dagegen verantworten sollte. Thomasius ließ sich dadurch nicht abhalten von einer Reise, die er sich zum Pufendorf in Berlin und dann nach Hamburg zu machen vorgesetzt hatte, aber er schickte zuvor eine Bitte um Aufschub und um andre Puncte, seine Sache betreffend, ans Consistorium. Während seiner Abwesenheit war sein bisheriger Beschützer, der Minister Haugwitz, in Leipzig, und Pfeifer und Consorten unterließen nicht, ihn bey demselben so zu verläumden, daß er wenigstens irre an dem Thomasius ward, und dieser auf seinen Schutz nachher nicht weiter mit Sicherheit rechnen durfte. Nach seiner Zurückkunft wurden ihm von dem Universitätsgerichte 14 Tage (vom Consistorio war ihm ein Monat zugestanden, aber der Befehl wurde dem Thomasius nicht bekannt gemacht) bewilligt, aber der Concipient jener Anklagepunkte wurde, obwol Thomasius wußte, daß es Pfeifer war, nicht genannt.

Thomasius mußte sich freylich darein ergeben, als D. Pfeifers Collegium wider ihn höhern Orts gebilligt wurde, aber er ertrug es nicht mit Gleichgültigkeit, die auch keinem

ehrlichen Mann geziemt, wenn sein guter Name und seine Ehre geschmäht wird. Deßwegen schlug er, sobald er zurück kam, an das schwarze Brett einen Zettel, wodurch er Privatvorlesungen über seine göttliche Rechtsgelahrtheit, aber vorher einige öffentliche Vorträge ankündigte über den Unterschied des Rechts und der Sittsamkeit (de differentiis justi et decori) zur Vertheidigung seiner Ehre; zugleich, sagte er, wolle er darin reden über die Natur des Atheismus und über die wahre Weise, ihn zu widerlegen. Er wählte dazu dieselbe Stunde, in welcher D. Pfeifer sein Collegium schon seit einigen Tagen las. Kaum hatte Pfeifer davon gehört, so ließ er den Anschlag abreißen, und brachte die Pluralität der theologischen Facultät dahin, daß sie an das Universitätsgericht eine Supplik sandte, man möchte dem Thomasius das Collegium verbieten, weil ihm, dem Juristen und Philosophen, nicht zukomme über den Atheismus zu lesen. Dies geschah; aber weil es mit der Clausel geschah, »da er etwas Erhebliches einzuwenden hätte, solches ad acta zu berichten,« so fing Thomasius, der den Werth einer solchen Clausel kannte, sein Collegium doch an, und die Studenten

verließen größtentheils das Auditorium des D. Pfeifer, um sich bey ihm zu versammeln. Er begann mit dem Spruche aus dem Johannes: verwundert euch nicht, meine Brüder, ob Euch die Welt haßt; zeigte an dem Beyspiele Christi, Aristidis, Socratis, Luthers u. s. w., daß es eben kein Beweis für die Schlechtigkeit eines Mannes sey, wenn er viele Feinde habe; und erzählte dann seine Geschichte und die Absicht seiner Vorlesungen: nemlich seine Ehre gegen seine Feinde zu retten. — Pfeifer aber berichtete die Sache sogleich ans Consistorium; dieses befahl darauf, daß er das Collegium nicht lesen solle, bevor er sich nicht gehörig verantwortet hätte. Pfeifer, der aus Mangel an Zuhörern seine Vorlesungen hatte einstellen müssen, kündigte sogleich in einem triumphirenden Tone die Fortsetzung derselben an. *) Aber, weil in dem Consistorialbefehl nur vom Collegio und nicht von der Einleitung die Rede

*) Dies ist eine Stelle aus dieser Ankündigung: proximo die ad majorem Dei gloriam et confusionem Satanae, qui sibi suisque Atheis jugulum peti videt atque dolet, agrediemur alacriter evolutionem ipsarum quaestionum.

war, so ließ sich Thomasius nicht irre machen, sondern sagte nur seinen Zuhörern: aus dem Collegio könne freylich, wegen des Befehls, nichts werden, aber die Einleitung wolle er vollenden. Seine wüthenden Gegner bewirkten darauf einen zweyten Befehl, worin dem Thomasius die Befolgung des vorigen (denn man war im Consistorio wol weniger Jurist, als Thomasius!) bey einer Strafe von Funfzig Thalern von Neuem geboten wurde. Thomasius ließ sich von seinen Zuhörern bescheinigen, daß er das Collegium nicht zu lesen angekündigt und folglich dem Befehl Gehorsam geleistet hätte; setzte dann seine Vorträge der Einleitung fort, und wandte sich mit einer Supplik an das Oberconsistorium, die in einem solchen gefaßten und besonnenen Ton geschrieben ist, daß man zwar darin den gehorsamen Unterthanen, aber auch den redlichen und gröblich beleidigten Mann erkennt. Er beweis't darin Pfeifers Unwissenheit nnd böse Absicht wider ihn; wundert sich über den Befehl des Consistoriums, dem er gleichwol Folge geleistet, und bittet um Nichts, als daß man ihm mit seinen Gegnern gleiches Recht widerfahren lassen, ihn wider ihre Beschuldigungen, ehe

man

man eine Execution oder Inhibition gegen ihn decretire, genugsam hören und nicht einseitig den Berichten der Universität Glauben beymessen möchte. Mit dieser Bittschrift verband er, weil ihm der Befehl des Consistoriums vorenthalten war, eine andre, um Zeit, sich zu verantworten, zu erlangen, und übersandte beyde an den Präsidenten des Consiotiums. Zugleich hatte er einen weitläuftigen Vorschlag zur Güte, seinem Versprechen gemäß, an seine Gegner, das Ministerium, aufgesetzt, worin er einigen derselben zu Gemüthe führt, wie sie sich ohne Ursachen und Recht durch fremde Leidenschaft hätten verwirren lassen in den Anschlag wider ihn, wie er ihnen dieses verzeihen und mit ihnen ruhig, friedlich und freundlich leben wolle; Anderen stellt er vor, indem er ihnen den Ursprung und die Geschichte ihrer Feindschaft ins Gedächtniß znrück ruft, wie sie sich durch Erbärmlichkeiten, Klätschereyen und Gemeinheiten hätten verführen lassen zu Ungerechtigkeiten und bitterer Gehäßigkeit, und wie ihn das aufgebracht und zu Heftigkeiten verleitet habe. Dennoch hielt er es für möglich, sich mit Allen zu versöhnen, nur den Pfeifer schloß er aus, wofern dieser ihm nicht seine

Beleidigungen abbitten, und sich bey einer bestimmten Strafe verbinden wollte, ihn nicht wieder auf der Kanzel zu nennen.

Ehe er aber von diesem Vorschlag die Folgen sah, erhielt er vom Consistorio den dritten Befehl, auch die Einleitung nicht zu lesen, bevor er sich gehörig verantwortet hätte, bey einer Strafe von 100 Goldgulden. Obwol nun Thomasius Zeit gehabt hatte, seine Ehre zu retten, und den Angriffen des D. Pfeifer den Stachel zu entreißen, so machte er seinen Gegnern doch einen neuen Ärger. Er ließ nemlich die Studenten, wie gewöhnlich, sich versammeln, und fing alsdann seinen Vortrag damit an, daß er freylich jetzt auch nicht mehr die Einleitung lesen dürfe, daß er aber, um sie schadlos zu halten, ihnen philosophische Vorlesnngen eröffnen wolle von den Vorurtheilen (de praejudiciis): eine Ausflucht, durch welche er seinen Gegnern entging und den Weg zu jeder Vertheidigung offen behielt. Da der Vorschlag zum Vertrage durch Carpzovs unversöhnliche Halsstarrigkeit sich aber gänzlich zerschlug, und da Thomasius, auf einen hinterlistigen Bericht der Universität, er habe den Termin zur Vertheidigung versäumt, den Be-

fehl erhielt, sich innerhalb 14 Tage bey 50 Goldgulden Strafe zu verantworten: so überreichte er, nachdem er die Acten erhalten hatte, dem Gerichte zwey Schriften, die mit der ganzen Besonnenheit und Kunst des erfahrenen Juristen, mit der Kraft des beleidigten Mannes, und mit der Würde, welche dem Bewußtseyn des Rechts eigen ist, verfaßt waren. In der einen vertheidigte er sich nachdrücklich gegen die Beschuldigungen des Ministeriums, die er alle für Lügen und Verleumdungen erklärte und als solche zu beweisen sich erbot; in der andern erklärte er sich über das, was er selbst in seinen Suppliken wider Pfeifer und die theologische Facultät gesagt. Beydes geschah im Monat August, *) und zwar mit solchem Nachdruck und solcher Klarheit, daß das Gericht entweder die Schriften nicht übersandte, oder das Oberconsistorium, weil die Unschuld

*) Wir haben das Datnm zu den Factis nicht hinzu gesetzt, weil wir glaubten, es läge wenig daran; die Dauer des Streits ist aber darum zu bemecken, damit man in der Fortsetzung der Erzählung, beurtheilen mag, wie weit er des Mannes Seele beschäftigte, und wie groß seine Thätigkeit war.

des Mannes zu einleuchtend und das Gewebe der Verleumdungen seiner Gegner zu enthüllt war, hielt es fürs Beste, die Sache bey Seite zu legen. Zur Verwunderung Aller, die Theil daran genommen hatten, geschah nichts weiter, und diese Verwunderung war nm so größer, je heftiger Thomasius in den letzten Schriften seine Gegner angegriffen hatte. Jetzt wäre es an ihm gewesen, die Sache zu betreiben, und wahrscheinlich würde es nicht unterblieben seyn, wenn nicht Alles stillschweigend in die alte Ruhe gekommen, und wenn er nicht schon unterdeß von einer andern Seite in einen neuen Kampf verwickelt wäre, der nicht minder heftig werden, aber länger dauern sollte. Und dieser Kampf war es vielleicht, in welchen sich, so wie der erste den Alberti dem Äußern nach zur Ruhe gebracht hatte, der Grimm seiner Gegner ein wenig besänftigte, weil sie hofften, ihre Absicht würde erreicht werden, ohne daß sie eben nöthig hätten, sich länger der Verachtung der Redlichen auszusetzen.

Wir haben oben angeführt, wie Thomasius im Decemberstück seines Journals 1688 ein Buch des Herrn Hector Gottfried Masius,

Königl. Dänischen Hofpredigers, »über den Vortheil, welchen die wahre (d. h. die lutheri, sche) Religion den Fürsten gewähre,« nachdrücklich, aber würdig und mit guten Gründen recensirt und bestritten habe; jetzt wollen wir die Folgen dieser Recension, wenigstens den Anfang derselben, erzählen, denn sie sind grade der Kampf, von welchem wir so eben sprachen. Kaum nemlich war das Stück des Journals gedruckt, so übersandte es ein Verwandter des Masius, der in Leipzig studirte, dem letztern, und ein zweytes Exemplar erhielt er von einem Bruder des D. Carpzovs, den wir oben kennen gelernt haben, zugleich mit einer Nachricht von den Verhältnissen in Leipzig, und von der Gesinnung der theologischen und philosophischen Facultät gegen Thomasius. Dem Masius war es so unbegreiflich, als es vielleicht unerhört seyn mochte, daß ein Lutheraner einen Lutheraner wegen Behauptungen tadeln konnte, die er ja eben zum Vortheil des Lutheranismus vorgebracht hatte, und da er die Fürsten, weil er ihnen die Gewalt unmittelbar von Gott ertheilte, auf seiner Seite zu haben glaubte, so trieb der gekränkte theologische Stolz den heftigen Mann zur Rache

gegen den unverschämten Nicht-Theologen, der ihn so nackt in seiner geistigen Armuth dargestellt hatte; zumal da er durch Carpzov wußte, daß er dabey auf die treueste Unterstützung der vornehmsten Leipziger Gelehrten zählen konnte. In einem Briefe an seinen Verwandten in Leipzig, der dem Thomasius durch einen Zufall in die Hände fiel, spricht er davon, daß nächstens eine Widerlegung des letztern erscheinen, in welcher er derbe Hiebe erhalten würde, und die zwar wider seinen (des Masius) Willen, aber nicht ohne sein Wissen (ipso quidem non inscio sed tamen invito) geschrieben würde; in einem zweyten Briefe aber, an einem sächsischen Minister, dessen Beichtvater er gewesen war, verklagt er gleichsam den Thomasius und redet über ihn mit der vornehmen Verachtung, welche die Ohnmacht in ihrer letzten Noth affectirt, als über einen Menschen, den man keiner Antwort würdigen, sondern nur zur gebührenden Inquisition zu ziehen suchen müsse. Bald darauf übersandte er jenem Verwandten ein Exemplar der Schrift, *)

*) Sie führt den Titel: abgenöthigtes Gespräch von dem Bande der Religion und Societät,

in welcher Thomasius widerlegt seyn sollte, und in welchem Geist (wenn man's anders Geist nennen dürfte) sie geschrieben war, wird man schon daraus errathen, daß sie in Leipzig so begierig gelesen wurde, daß D. Pfeifer sich nicht entbrechen konnte, sie zum großen Aergerniß seiner Gemeine während des Gottesdienstes im Beichtstuhle zu lesen, und daß er und seine Consorten einen Leipziger Buchhändler durch Versprechungen seine Ehrliebe soweit zu benehmen suchten, daß er jenes Exemplar nachdruckte. Es dürfte schwer halten, Expectorationen der neuen Zeit, die es im Schimpfen doch zu einer wahren Virtuosität gebracht haben soll, aufzufinden, die reicher an Schimpfwörtern wären, als Herrn Schippings Gespräch. Zwey Beschuldigungen waren es, um welche sich das Ding drehte, und von welchen man hoffen mochte, daß sie die Fürsten wider den Thomasius aufbringen würden; die

worinnen D. Masii interesse principum circa Religionem Evangelicam gegen eines neulichen Scribenten ernsthafte Gedanken vertheidigt wird, verfasset von Peter Schipping Th. C. — der Verleger hatte sich geschämt, sich zu nennen; auch der Druckort war nicht angegeben.

eine, er habe geleugnet, die Majestät komme unmittelbar von Gott; und die zweyte, er habe die Majestät mit Maulschellen verglichen. *) Masius ließ freylich dem Thomasius

*) Wir wollen die Stelle, worin dies liegen soll, aus dem Decemberstücke des Journals hersetzen, theils um des Thomasius Schreibart willen, theils aber, weil man in seiner Beweis- und Disputirart vielleicht einige Ähnlichkeit mit einem andern großen Deutschen erkennt, dessen Geist und Scharfsinn sich auch sonst am schönsten in der Polemik zeigte. Der Theologe A, um dem Obristen B zu beweisen, daß das Volk keine Majestät geben könne, weil es selbst keine habe, sagt zu diesem: mein Herr leihe mir doch eine Tonne Goldes. B. der Herr wird mir verzeihen, ich habe keine. A. Da recht, wie sollte denn der Consens des Volks dem Könige die Majestät geben, da doch das Volk keine Majestät hat? das, das bleibt mir unumgestoßen. B. Kann mein Herr sehen oder zehlen, wie viel ich Ohrfeigen im Schubsacke habe? A. Wie fragt mein Herr so wunderlich? B. Der Herr sehe mich an, wo er wolle, er wird keine Ohrfeigen bei mir finden. Gleichwol habe ich das Vermögen, einem eher einen Dienst mit so viel als er will zu leisten,

sagen: er habe die Schrift nicht geschrieben nnd keinen Antheil daran, darum möchte er (Thomasius) ihn aus dem Spiele lassen, falls er sie zu beantworten gedächte, sonst würde er

als mit hundert Thalern. Ists nicht wahr, wenn der Herr Röhrwasser in seinem Hause hätte, und ich spreche ihn darum an, so kann er mit den Abfall von seinem Röhrwasser zukommen lassen. A. Warumb nicht? B. Hat aber der Herr den Abfall selbsten? A. Das ist aber ein unförmlich Gleichniß zwischen der Majestät und dem Abfall vom Röhrwasser. B. Es ist eben so förmlich, ja noch förmlicher, als zwischen der Majestät und einer Tonne Goldes. Aber damit der Herr sieht, daß ich ihm auch seinem Begehren nach antworten will, er sehe da, ich will ihm die Tonne Goldes geben, sobald er mir eine Obligation darüber wird gegeben haben. A. Dazu wollen wir bald kommen. Ich will ihm gleich eine aufsetzen; und siehe da hat Er sie. B. Ehe mir der Herr sie giebt, ist es da schon eine Obligation? A. Mit Nichten, denn ich kann mir ja selbst nicht verbunden seyn. B. So bin ich sie auch nicht anzunehmen schuldig. Denn wie will mir der Herr eine Obligation geben, wenn er sie selbst nicht hat? — Wie nur Schip-

genöthigt seyn, sich über seine Angriffe bey seiner Königlichen Majestät von Dännemark zu beschweren; aber Thomasius, der das angeführte Geständniß des Masius in Händen hatte, und überdem Ausdrücke wieder fand, welche er schon aus den erwähnten beyden Briefen kannte, erklärte, wenn das Gespräch auch nicht vom Masius selbst sey (wie er doch überzeugt war), so habe Peter Schipping doch nach seinem Willen und unter seiner Auleitung es verfaßt: darum wolle er es auf sein Drohen ankommen lassen. Er ließ daher im Monate May und Junius seines Journals das ganze Gespräch selbst abdrucken, und machte dazu eine Reihe Anmerkungen, die mit Mäßigung

ping den Thomasius beschuldigte, er habe in dieser Stelle die Majestät mit Maulschellen verglichen, so antwortete Thomasius: Wenn Peter Schipping also argumentirte; Wer Hector heißt, der ist lutherischer Pabst. Atqui Ihre Excellenz der Herr Masius etc. Ergo. Und es wäre zu allem Unglück ein Bettelvoigt, der auch Hector hieße, und ich gäbe von selbigem die Instanz, wer wollte so einfältig seyn und sagen, daß ich diese beyden Hectores mit einander verglichen hätte?

und Würde geschrieben waren, und die es verrathen, daß Thomasius einen solchen pöbelhaften Angriff gänzlich ignorirt haben würde, wenn er sich nicht, in seinen Verhältnissen, eine Vertheidigung und Rechtfertigung schuldig gewesen wäre. Masius aber, der es fühlte, daß, obwol Thomasius es nicht gradezu gesagt hatte, die ganze Welt ihn für den Verfasser des Gesprächs halten mußte, und der seine innere Schlechtigkeit dadurch beglaubigte, daß er sich schämte, sich der Welt in der Gestalt zu zeigen, die er doch selbst für die Welt gebildet hatte — Masius, bewogen durch die angeführte Schaam, und aufgehetzt durch seine Leipziger Correspondenten, glaubte sich nicht besser reinigen und zugleich an seinem Gegner rächen zu können, als wenn er seinen König dahin brächte, daß er am sächsischen Hofe die Bestrafung des Thomasius verlangte für den schmählichen Angriff auf seinen Hofprediger und für die Kühnheit, mit welcher er verkleinerlich von der Majestät der Fürsten geredet hatte. Dies geschah wirklich im Monate Junius, also grade um die Zeit, in welcher der vorige Handel so lebhaft war. Sobald Thomasius von dem Schreiben des Königs Nach-

richt erhielt, so wandte er sich mit einer Supplik an das Churfürstliche Geheimeraths Collegium, und erklärte, daß Masius sowol den König, als den Churfürsten betröge, und bat, gehört zu werden und um gemeines Recht. Die Supplik wurde an das Oberconsistorium übergeben, und dieses schickte, indem es der Supplik nicht erwähnte, einen Befehl an die Universität, den Thomasius darüber zu vernehmen, warum er wider die Schrift des Masius geschrieben, und ob und wo er zuerst von diesem angegriffen sey? Das Gericht der Universität lud den Thomasius in Person vor sich; da aber dies nicht im Consistorialbefehl ausdrücklich bestimmt war, so glaubte Thomasius, es habe seine Vollmacht überschritten. Darum sandte er eine zweyte Schrift an das Oberconsistorium, worin er sich vollkommen zu vertheidigen suchte. Er habe, sagte er, sich der Akademischen Freyheit bedient, nach welcher ein Gelehrter sein Urtheil über ein im öffentlichen Druck erschienenes Buch fällen dürfe; er habe freylich die Lehren des Masius für falsch erklärt, aber er habe es glimpflich und in der guten Absicht gethan, nach seinen Kräften den Religionsfrieden zu erhalten; denn des Ma-

sius Lehre: die Fürsten müßten, wo nicht aus Gottesfurcht, doch um ihres zeitlichen Vortheils willen die lutherische Religion annehmen, sey schnurstracks der Vermahnung des Apostels zuwider, daß man aus der Gottseligkeit kein Gewerbe machen solle. Auf diese Weise fuhr er fort, nnd brachte Alles zu seiner Rechtfertigung vor, was wir bey Schippings Schrift erzählt haben; endlich denuncirte er den D. Pfeifer, weil er dieses Pasquil in der Kirche gelesen, und den Buchhändler, der es nachgedruckt hatte. Aber das Oberconsistorium befahl demungeachtet von Neuem, daß er sich in Person vor dem Universitätsgerichte vernehmen lassen solle; Thomasius ließ es geschehen, aber er führte nichts Neues für sich an. Dies war im September, und dies war das Letzte, was in diesem Jahre öffentlich für diese Sache gethan wurde; unter der Hand wollte man freylich den Thomasius zum Widerruf und zur Abbitte gegen den Masius durch allerley Drohungen und Insinuationen vermögen: aber er war zu sehr von der Gerechtigkeit seiner Sache überzeugt, als daß er dem schmählichen Vorschlag hätte Gehör geben sollen.

Sonach schien dem Thomasius ein ruhiges Ende des Jahrs zu erwarten; denn seine Leipziger Gegner hatten sich wider seine Vertheidigung ja nichts vorzubringen getrauet, und Masius, schien es, mußte durch seine Rechtfertigung beschämt werden, falls er der Schaam fähig war. Aber Ruhe war dem Mann in diesem Jahre nicht und in dem folgenden noch weniger bestimmt, und neue Ereignisse mußten zu auffallendern Folgen für sein Leben sich verbinden mit dem alten Groll seiner Gegner. Allein ehe wir dieselben erzählen, wollen wir hier mit wenigen Worten sagen, daß der Doppelkampf, den Thomasius bestehen mußte, nicht die ganze Thätigkeit seines Geistes beschäftigt hatte. Die Monate Julius, August und September seines Journals erschienen regelmäßig, und wenn sie auch eben nichts Wichtiges enthielten, so bewiesen sie doch wenigstens, daß die Furcht vor seinen Feinden weder seine Wahrheitsliebe zitternd, noch seine Freymüthigkeit ängstlich gemacht hatte. In der Recension des akademischen Diebs von dem Engländer Abercrombi, und in dem, was er über den Confucius sagt, wird ein jeder das ganze Bild des Manns wiederfinden, welches er sich bey den frühern

Monaten von ihm gemacht hat. — Zu gleicher Zeit gerieth Thomasius auf den Gedanken, weil er sahe, daß das Studiren der jungen Leute in der Regel nur ein zweckloses Zusammenschleppen einzelner Lehren und Regeln war, die neben einander in ihrem Kopfe lagen, ohne sich zu berühren, zu ergänzen und in einander einzugreifen, auf den Gedanken — dessen Ausführung freylich die Kräfte Eines Mannes leicht übersteigen dürfte — durch einen fortlaufenden Vortrag der Wissenschaften in der Ordnung, in welcher die eine der andern am unmittelbarsten die Hand reicht, Einheit und Zusammenhang in dieselben zu bringen, und auf diese Weise die jungen Leute für das Leben zu erziehen. »Denn, sagt er an einem andern Orte, ein jeder rechtschaffener weiser Mann soll die Fundamente von allen Stücken der Weisheit inne haben, weil sie alle verknüpft seyn; daher wird man beym Mangel der General-Grundregeln der Weisheit keine Connexion bey ihm antreffen, und bleibt bey ihm arena sine calce.« Aus guten Gründen wählte er sich diejenigen aus, die sich der Jurisprudenz zu widmen gedachten, *) und kündigte diesen (am

*) Er will zu seinen Auditoren solche Leute, die

10. Juni) sein Vorhaben an, in einem Programm, in welchem er »der studirenden Jugend einen Vorschlag eröffnet, wie er einen jungen Menschen, der sich ernstlich fürgesetzt, Gott und der Welt dermaleins in vita civili rechtschaffen zu dienen und als ein honnet und galant homme zu leben, binnen dreyer Jahre Frist in der Philosophie und singulis Jurisprudentiae partibus zu informiren gesonnen sey.« Ob der Weg, den Thomasius einschlägt, der rechte sey, ob er nach Einem Princip zu Werke geht, und ob das, was er vorzutragen gedenkt, genügt, *) — daran wird wol jeder, der es versteht, zwei=

nicht puram putam philosophiam zu ihrem Endzweck gesetzet, und nach der Heydnischen irrigen Meynung ihr höchstes Gut in speculationibus suchen, sondern die dermahleins ihre Philosophie zu wirklichem Nutz des menschlichen Geschlechts anzuwenden trachten. — Warum er aber die puren puten Theologen ausschloß, ist leicht zu errathen.

*) Die Ordnung und die Gegenstände seines Collegiums sollten folgende seyn: 1) Von der Kunst zu raisonniren. 2) Von der Historie. 3) philosophia practica. (Ethik.) 4) De discipli-

na

zweifeln; aber die Idee zeigt das Streben des Mannes, und seine Ahndung des Bessern. Ueber diesen Vorschlag schrieb D. Pfeifer, um die Zuhörer abzuschrecken, ohne sich zu nennen; »ein wohlgemeyntes Gutachten,« welches, obwol es manche Erinnerung enthielt, die nicht zu leugnen ist, doch zu sehr die Absicht ihres ergrimmten Verfassers verrieth, als daß es auf junge Männer, deren Sinn für Rechtlichkeit und Gradheit noch nicht durch Nebenzwecke unterdrückt ist, hätte Eindruck machen können. Thomasius eröffnete im Herbst sein Collegium mit vielem Beyfall, und er würde es vollendet haben, wenn nicht neue

na jucundi. 5) Von der Politik. 6) Vom Nutz der Particulier-Personen. 7) Von der Oekonomie. 8) von der disciplina decori. 9) Von der Oratorie. 10) Von der doctrina interpretandi. 11, 12, 13) Von jure privato, feudali, publico und Ecclesiastico. — — Die disciplina jucundi sollte ein Anhang zur Ethik seyn, und diese sollte als Einleitung gleichsam in die Politik betrachtet werden. Wo der Staat die Sittlichkeit im Großen ist, da ist das — wie es auch die Alten wollten — ganz recht.

Händel, die wir jetzt erzählen müssen, ihn daran gehindert hätten. —

Im Jahre 1686 waren einige Magister in Leipzig durch die Bemerkung des tiefen Verfalls des Studiums der Grundsprachen der heiligen Schriften, und durch die Ueberzeugung, daß aus ihnen und nicht aus gelehrten Commentaren oder aus scholastischen Spitzfindigkeiten der Geist des wahren Christenthums erkannt werden möge, auf den Gedanken gerathen, der jungen Leuten so natürlich ist, für sich und in Gemeinschaft dieses Studium zu betreiben, damit der eine dem andern mit Rath und Hülfe an die Hand gehen und so die Gelehrsamkeit Aller einem jeden zu Theil werden möchte. Bald nahmen einige Studenten an diesen Übungen Antheil; und da der schöne Sinn der heiligen Schriften, den sie früher nicht gefaßt hatten, sie ansprach, und die Religiosität ihrer Gemüther erregte, so fühlten sie noch schneller, daß ihre Vereinigung nicht blos ihren Kenntnissen vortheilhaft werden, sondern auch ihre Gottseligkeit beleben und stärken könne. Als die Anzahl der Theilnehmer größer ward, so räumte ihnen D. Alberti ein Zimmer ein und übernahm selbst das

Directorium der Gesellschaft, die sich jetzt eigene Gesetze machte, und darin ihren Zweck also ausdrückt: zur Ehre des dreyeinigen Gottes, zum Wachsthum des neuen Menschen, der gottseligen Gelahrtheit, und der erklärenden Theologie, wie auch zn einem Beyspiel eines heiligen Umgangs, die heiligen Bücher des Alten und Neuen Testaments in ihren Grundsprachen zu lesen, zu erklären und anzuwenden. Bis in dieses 1689ste Jahr wurde das Collegium also fortgehalten. Jetzt kam der Magister, August Herrmann Franke, der die Gesellschaft miterrichtet, aber nachher abwesend gewesen war, nach Leipzig zurück, und nahm nicht nur an diesem Collegio, das man ein biblisches nannte, wiederum Antheil, sondern fing auch an, andre Vorlesungen, theils über Schriften der Bibel, theils über die Hindernisse des theologischen Studiums zu halten. Er verwarf alle menschliche Autorität in Erklärung der Schrift, legte sie dar nach dem einfachen Buchstaben, und drang nur auf einen guten Willen, Reinheit des Herzens, Tiefe des Sinns und auf heilige Andacht. Anfänglich hatte man ihn mehr begünstigt, denn gehindert; als aber sein religioser Geist die jugend-

lichen Gemüther, die für alles Gute und Schöne sich so leicht entzünden, und für Alles mit einem edlen Eifer schwärmen, was ihre lebendige Phantasie lebhaft ergreift, aufregte; als die Studenten in großer Menge in seinen Hörsaal strömten, und die theologischen und philosophischen Vorlesungen, die ihnen bisher Eins und Alles gewesen waren, unbesucht blieben: da fing man an, aufmerksam zu werden, und die Sache für gefährlich zu halten, was sie in Rücksicht der Theologen und Philosophen denn auch wirklich war. Und da einige von den Studenten, aus Mangel an religiosem Gefühl, oder aus Unwissenheit, weil sie die heiligen Schriften in der Grundsprache nicht lesen konnten, oder aus dem Bewußtseyn der Unreinheit ihres Lebens und der schnöden Neigung, diese Unreinheit fortzusetzen, die Lebensweise ihrer Gefährten ungern ertragen, und sie deswegen, (weil Franke ihnen die Ausübung der Frömmigkeit, praxis pietatis, zu zeigen sich bemühete,) mit einem Spottnamen, (denn hinter dem Spott verbirgt sich die Leerheit von sich selbst) Frömmler, Pietisten, genannt hatten: so faßte man diesen Namen auf, und mit dem Namen meynte man den Beweis für eine neue Secte

zu haben. Die Theologen, unter denen, wie leicht zu erachten, die Carpzove und Albertis oben an standen, unterließen nicht, davon allerley Nachrichten nach Dresden und überall hin zu verbreiten, die im Munde des Gerüchts höchst seltsam wurden, und sie ergriffen die erste Gelegenheit, die neue Secte heimlich zu denunciren. Darauf erging aus dem Churfürstlichen Kirchenrath ein Schreiben an die Universität, Erkundigung einzuziehen, wer die Pietisten, was ihre Lehre, ihr Thun und ihre Sitten wären? Dieser Befehl nun wurde Veranlassung, die Wuth zu offenbaren, mit welcher man bisher den Beyfall, den die Vorlesungen des frommen Franke erhalten, gesehen hatte; und sie offenbarte sich auf eine empörende Weise. Anstatt den Franke etwa zu befragen über seine Absicht und seine Lehre, brachte die theologische Facultät durch allerley Schändlichkeiten Zeugen wider ihn und seine Genossen auf, die zum Theil aus jenen schlechten Studenten erwählt seyn mochten; man vernahm diese über Artikel, und ihn selbst über 64 andre inquisitorisch. Franke, dessen frommes Gemüth durch ein so schlechtes Betragen bewegt werden mußte, der aber nicht genug

die Rechte kannte, um sich gehörig selbst zu helfen, wandte sich vertrauungsvoll an den Thomasius, der die Unwürdigkeit seiner Gegner aus eigner Sache kannte, und verlangte von ihm ein rechtliches Bedenken, ob man mit ihm nach gemeinem Rechte verfahren sey? Thomasius nahm keinen Anstand, obgleich seine eigne Lage kritisch genug war, dem unschuldig Verfolgten zu rathen und zu helfen, und ertheilte ihm ein »Responsum,« worin er das Betragen der theologischen Facultät nicht nur dreist mit allen den schwarzen Namen brandmarkt, die es verdient, sondern auch zeigt, daß jeder Schritt in dieser Sache nicht nur den Character edler Männer schände, sondern auch den gemeinen Rechten gänzlich zuwider sey. Er beweiset ihnen aus den Acten, daß sie, die Ankläger der Pietisten, sich nicht entblödet, ihre Richter zu seyn; daß ohne Judicia sogleich widerrechtlich mit der Special-Inquisition angefangen, da dies unerhört sey und sie gar kein Corpus delicti beygebracht; daß die Artikel lächerlich, gottlos, impertinent und heimtückisch seyen u. s. w.; ja, er giebt zu verstehen, daß zwey Zeugen, die eigentlich nur Klatschereyen ausgesagt hatten, den Acten nach von

Carpzov und Alberti und Pfeifer inspirirt gewesen. Und diesem Bedenken setzte er kühn seinen Namen vor.

Wie dieses Bedenken aber auf seine Gegner gewirkt haben mag: das braucht nicht gesagt zu werden; und was sie dawider einwenden konnten, ist auch leicht zu vermuthen: es sey schon ein Beweis für Frankes schlechte Sache, hieß es, daß er sich an einen solchen bekannten Verläumder, wie Thomasius, gewendet habe! Dieser aber that nichts, ihren Grimm zu besänftigen. Er las vielmehr sein Collegium über die Vorurtheile immerfort, und gab seinen Feinden, die durch eine Menge Späher und Horcher auf ihn lauern ließen, wol manche Gelegenheit zum neuen Ärger. Endlich, als er seinen Zuhörern das Wesen der Heucheley beschrieb und ihnen eine Menge Kennzeichen angab, woran ein Heuchler zu unterscheiden sey, so fühlten sie sich dadurch abermals so sehr getroffen, und zugleich schienen ihnen diese Äußerungen des Thomasius zu einer neuen Anklage so geeignet, daß sie im Anfange des 1690sten Jahrs beschlossen, sie nicht länger zu verschieben. Diese Kennzeichen sind auch in der That so deutlich, was Thomasius

auch gar nicht leugnet, von seinen Gegnern entlehnt, daß ein jeder an ihnen das Bild erkennt, zu welchem sie gesessen hatten; ja sie sind sogar in den Ausdrücken entworfen, deren sie sich gegen ihn, oder er sich gegen sie bedient. An ihren Früchten sollen die Heuchler zu erkennen seyn, und zu diesen Früchten rechnet er z. B., daß sie ihre Laster für Tugend geben, und durch ihre Rachgier Gottes Ehre befördern zu wollen lügen; »daß sie der heiligen Schrift, die alleine die Richtschnur des wahren christlichen Glaubens und der Gottesfurcht seyn sollte, eine andre Neben-Richtschnur an die Seite setzen, nemlich menschliche Autorität, oder von Menschen gemachte Glaubensbekenntnisse, z. B. die Augsburgische Confession, die sogenannte formulam concordiae und was des tollen Zeuges mehr möchte seyn;« daß sie die, welche andrer Meynung wären, verfolgten; daß sie die wahren Christen, welche auf die Ausübung christlicher Tugend drängen, als ihre Widersacher beschimpften, sie z. B. Pietisten nennten, sie bey dem Volk verhaßt zu machen suchten; daß sie mit groben Lügen die wahren Christen angeben, sie durch das Zeugniß ihrer Jünger und

Stipendiaten beweisen wollten, die sie als Emissaren in die Lectionen ihrer Gegner sendeten u. s. w. Bey Allem diesen suchte er Stellen aus dem N. T. als Beweise anzuführen, obwol es des Beweises nicht bedurfte. Seine Gegner aber, sobald ihre Horcher ihnen diese Äußerungen des Thomasius hinterbracht hatten, sendeten »im heftigen Eifer über die in ihren werthesten Personen verletzte Ehre Gottes« eine Anklage wider ihn nach Dresden, worin sie anführten, daß er in seinen Vorlesungen von den Vorurtheilen, wider seinen Beruf, die heilige Schrift eigenes Gefallens nach seinem Kopfe erkläre, das Pietistische Unwesen ungescheut vertheidige, und daß er dieses Alles seinem Gebrauch nach in deutscher Sprache thäte, damit der gemeine Mann desto mehr dadurch geärgert werden möchte. *) Was aber vom Oberconsistorio aus auf diese Ankla-

*) Thomasius hat im 3ten Theile der gemischten Händel die Vorlesungen von den Vorurtheilen ziemlich ausführlich mitgetheilt. Die Beschuldigungen der Leipziger Theologen aber passen nur allein auf die Vorlesung, die er den 15ten Februar 1690 hielt, und von der wir die Auszüge geliefert haben.

ge erfolgte, das hängt mit den Folgen eines andern Handels, der sich unterdeß entsponnen hatte, so genau zusammen, daß wir diesen erst erzählen müssen, ehe wir es anführen können. Dieser Handel war folgender.

Im Jahre 1689 vermählte sich Herzog Moritz Wilhelm zu Sachsen-Zeitz mit der Prinzessin Maria Amalie, Friedrich Wilhelm des Großen, Churfürstens zu Brandenburg Tochter und Wittwe des Herzogs Carl von Mecklenburg-Güstrow. Politische Verhältnisse zwischen dem sächsischen Churhause und den fürstlichen Häusern machten auch von dieser Seite die Verbindung dem Herzog Moritz wünschenswerth; aber eben dieselben verursachten, daß man sie am Churhofe sehr ungern sahe. Weil man indeß mit Brandenburg eine friedliche Nachbarschaft zu erhalten wünschte, so wagte man nicht, sich der Vermählung öffentlich zu widersetzen; aber man erwartete und hoffte, daß die Theologen, hinter deren geistliche Maske die Politik so gern und so oft ihr weltliches Angesicht verbarg, im heiligen Eifer dasjenige zur Ehre Gottes verlangen würden, was man dem Vortheil des Churfürsten so zuträglich hielt. Nemlich Herzog Moritz

war ein Zweig des ächtlutherischen Churhauses; die Prinzessin Maria Amalie hingegen war der reformirten Kirche zugethan, und die Sächsischen Theologen sahen sich schon seit langer Zeit an als die bestellten Pfleger des Hasses der Lutheraner gegen die Reformirten für ganz Deutschland. Dennoch erschien erst in der Michaelsmesse ein unbedeutendes Büchlein, unter dem Titel »der Fang des edlen Lebens durch fremde Glaubens-Ehe,« das aber nicht einmal von einem Sächsischen, sondern von einem Brandenburgischen Unterthanen, dem D. Philipp Müller, Probst zu Magdeburg, geschrieben war. Der Verfasser hatte sich so wenig, als der Verleger genannt, und auch die fürstlichen Personen, gegen die es gerichtet war, wurden verschwiegen, aber der Mensch ist noch an vielen andern Dingen kenntlich, als an dem Namen, und ein Fürst noch mehr als ein gemeiner. Der Verfasser erklärt sich darin aufs heftigste gegen die Ehen ungleicher Glaubensgenossen, und giebt mancherley Entscheidungen, wie man sich zu verhalten habe, wenn man unchristlich genug gewesen ist, sich in Verbindungen der Art einzulassen. Aber die Schlechtigkeit seiner Principien, die

Verworrenheit seines Räsonnements und die Unbeholfenheit und Dunkelheit seiner Schreibart *) würden schwerlich dem Thomasius eines Gegenworts würdig geschienen haben, wenn nicht die Sache, von welcher die Rede war, so viel Aufsehen gemacht und die Aufmerksamkeit beyder Confessionsverwandten auf sich gezogen hätte. Bey seinen liberalen Grundsätzen aber, nach welchen er jene Vermählung gewiß

*) Der Gang des Räsonnements in diesem Buche ist wirklich merkwürdig. Der Verfasser geht von dem Spruche aus: unser keiner lebt ihm selber u. s. w. und schärft es den Fürsten aufs kräftigste ein, daß auch sie nicht von diesem Geständnisse ausgeschlossea wären. Bey dieser Betrachtung fällt ihm ein Fürst ein, der seine Tochter mit einem katholischen Prinzen nicht habe verheyrathen wollen. Daraus folgt denn, daß unter die Hindernisse der Ehe, auch der Unterschied der Religionen gehöre. Dies bringt ihn natürlich auf den Gedanken, davon die Ursachen aufzusuchen; und das geschieht denn auch. — Mancher Schriftsteller soll um den Anfang verlegen seyn: der Fehler liegt nur da, daß sie den Uebergang nicht verstehen!

gern sah, konnte es dem Thomasius nicht gleichgültig seyn, wie man darüber dachte, und Müllers Schrift gab ihm nur die Veranlassung, darüber ein kräftiges Wort zu sagen, weil er wußte, daß bey gewissen Stimmungen der Gemüther auch das schlechteste und gehässigste Produkt brgierig gelesen wird, und nicht ohne Einfluß bleibt. Daher schrieb er »Erörterung der Ehe und Gewissens-Frage: ob zwey fürstliche Personen im römischen Reiche, deren eine der Lutherischen, die andere der Reformirten Religion zugethan ist, einander mit guten Gewissen heyrathen können? Auf Veranlassung einer fameusen Schrift, derer Titel: Fang des edlen Lebens durch fremde Glaubens-Ehe.« Nachdem er sich das Recht, als Jurist über diese Frage zu urtheilen, nicht ohne bittern Spott vindicirt hat, spricht er von den Unterschiede der Religionen, von den Spaltungen der christlichen, von dem Verfahren der ersten Kirche, bey solchen Vorfällen, von dem Ursprunge der Spaltung zwischen den Protestanten, als welche im Glaubensfundamente Eins wären, und eben nicht Ursache hätten, sich gegenseitig zu verdammen, und bestimmt dann genau die Gränze seiner Untersuchung, nemlich,

ob eine solche Ehe zwischen Lutheranern und Reformirten mit gutem Gewissen vollzogen werden könne. Er erklärt dabey ausdrücklich, das eine andre Frage, ob sie vortheilhaft, klug und nützlich sey? von ihm unerörtert bleiben solle, und durch diese Erklärung hoffte er den Unwillen des Chursächsischen Hofes zu vermeiden. Alsdenn bejaht er die Frage gradezu, und zeigt, daß eine solche Ehe göttlichen und menschlichen Rechten gemäß sey, daß die Fürsten hierin nicht von ihren Theologen abhingen, daß die Stellen der Bibel, welche in Müllers Schrift dawider angeführt waren, nicht paßten, und widerlegt endlich diese selbst, so weit sie hierher gehörte.

Während er diese Schrift ausarbeitete wurde ihm von einem vornehmen Reformirten eine Disputation *) von einem Wittenbergischen Theologen, D. Caspar Löscher, gezeigt, in welcher dieser die Unverschämtheit hatte, nebst vielen andern abgeschmackten Dingen, die Reformirten zu beschuldigen, sie lehrten in ihrem Catechismus, es sey ihr einziger Trost im Leben und im Tode, daß sie nicht zu glauben

*) De devitandis haereticis.

brauchten, Christus sey für sie gestorben; und im heiligen Eifer hinzu zu setzen: der Herr schelte dich Satan! Ein Blick auf die erste Frage des Heidelberger Catechismus überzeugte den Thomasius so bündig von der groben Lüge des Manns, daß er seiner eignen Ueberzeugung kaum glauben konnte. Voll Schaam und Ärger über die Frechheit, mit der Löscher den Satz völlig umgedreht hatte, setzte er sogleich eine heftige Stelle gegen ihn in seine Schrift. Er nannte zwar weder ihn noch sein Buch; aber er sprach so würdig sein empörtes Herz aus, und führte seinem Gegner so manche Stelle des N. T. zu Gemüthe, daß dieser auf Rache denken mußte, um darin seine Schmach zu ersticken. Denn zu seiner Vertheidigung wußte Caspar nichts anzuführen, als die elende Ausflucht, er habe die Disputation nicht selbst gemacht,

Gegen das Ende des Jahrs ließ Thomasius das Buch drucken, und widmete es dem Herzog Moritz. Dieser ließ ihn sogleich zu sich kommen, erzeigte ihm viele Ehre, und ließ ihm »ein recht fürstlich Präsent von hundert Thalern« auszahlen. Aber ein noch größeres, von 100 Species-Ducaten, erhielt er von Ver-

lin, obgleich er nicht einmal ein Exemplar an den Churfürsten gesandt hatte. Dies letzte kann als Beweis dienen, daß Thomasius blos aus Wahrheitsliebe und Ueberzeugung diese Ehesache vertheidigte, und nicht etwa in der Absicht, wie man wol vermuthen mochte, sich das Brandenburgische Haus geneigt zu machen, und sich für den Fall der Noth einen Ausweg zu eröffnen, wiewol auch dies keinen Tadel verdienen würde. Die Leipziger und Wittenberger Theologen hatten die Sprache des Thomasius nur mit Schmerzen ertragen; diese Schmerzen hatten sich vermehrt, wie sie die Belohnungen erfuhren, die er für eine Schrift wider einen ächtlutherischen Theologen erhalten hatte; aber am größesten wurden sie, als man in Berlin entdeckte, Müller sey Verfasser von dem Gang des edlen Lebens, ihn deßwegen ohne Weiteres nach Spandau führte, und in der Bekanntmachung dieses Vorfalls die Schrift des Thomasius sehr rühmte. Sie rechneten ihm die Verhaftnehmung Müllers zu, *)

achte-

*) Dazu hatten sie nach dem Erzählten offenbar keinen Grund, wol aber verdankte Müller im Jahre 1691 dem Thomasius seine Befreyung.

Wenig-

achteten sich für verbunden, »zur Beförderung göttlicher Ehre und zur Vertheidigung ihrer formulae concordiae ihn wenigstens in gefängliche Haft zu bringen,« und, setzt er hinzu, »sie würden einen Fast-, Buß- und Bettag wider mich ausgeschrieben haben, wenn sie nur gedurft hätten.« Man hatte jetzt mehr Hoffnung, als je, ihn zu stürzen: einmal war das Oberconsistorium so oft des Thomasius wegen von mehreren Seiten behelligt, daß es endlich wol mißtrauisch gegen ihn werden mußte; zweytens war ein Carpzov, Samuel Benedict, Mitglied desselben, und sein Haß gegen den Thomasius war bekannt; und drittens war der Einzige, der den Thomasius bisher soweit geschützt hatte, daß man nicht längst widerrechtlich mit ihm verfahren war, der Oberhofmarschall Haugwitz, durch seine letzte Schrift gegen ihn aufgebracht, und hatte es laut gesagt, »Thomasius habe sich den Teufel reiten lassen, daß er die unkluge Ehe des Herzogs Moritz vertheidigt habe, und er verdiene dafür nach

Wenigstens übergab dieser dem Churfürsten deßwegen eine Supplik, und nicht lange nachher wurde Müller dem Gefängnisse entlassen.

dem Königsstein geführt zu werden.« *) Die Leipziger Theologen wollten lieber hinter der Decke bleiben, theils weil es da auf jeden Fall sicherer war, theils auch, um den Wittenbergern Gelegenheit zu lassen, sich als würdige Verbündete zu beweisen. Diese wagten daher die Anklage, in welcher sie zwar auch anführten, daß er wohlverdiente lutherische Theologen in seiner Schrift gröblich beleidigt und den Reformirten geschmeichelt, und daß er dadurch ein Brandenburgisches Interdict gegen die Uni-

*) Als dieser Minister nach dem Tode Johann Georgs IV., 1694, seine Stelle niederlegen und sich aus Sachsen wegbegeben mußte, so sagte Thomasins, wenn er jetzt noch von dem Vortheile der verborgenen göttlichen Gerichte befangen wäre, so würde er sagen, der Minister sey darum von Gott gestraft, weil er wenigstens causa sine qua non seiner Verjagung gewesen sey: aber jetzt achtete er sich ihm verbunden, und bedauere sein Unglück. — Indeß scheint es, daß Thomasius im Grunde doch überzeugt war, daß die Zulassung seiner Vertreibung ein Körnchen in die Waage der rächenden Nemesis gegen den Minister gewesen.

versität Wittenberg veranlaßt habe; aber der Hauptpunkt war die Beschuldigung, wofür sie gar keinen Beweis würden gehabt haben, wenn es dazu gekommen wäre, daß er die hohen Vorfahren seiner Churfürstlichen Durchlaucht schändlich gelästert habe. *)

Diese Anklage kam mit der der Leipziger Theologen wegen des Collegiums von den Vorurtheilen, von der wir oben sprachen, zu gleicher Zeit in Dresden an. Darauf erließ das Oberconsistorium ohne Weiters auf die Eingabe der Leipziger am 10. May einen Befehl an die Universität, den Thomasius ungesäumt vor sich zu fodern, ihm das Mißfallen des Churfürsten über seine bisherigen Schritte zu bezeugen, und ihm bey einer Strafe von 200 Rggfl. alle und jede öffentliche und Privatvorträge zu untersagen, wie auch die Herausgabe irgend einer Schrift zu verbieten. Auf die Beschuldigungen der Wittenberger hingegen soll befohlen seyn, sich sei-

*) Es ist ganz unbegreiflich, wie sie die Unverschämtheit haben konnten, so etwas zu sagen. In dem Buche kommt nichts vor, was dahin gedeutet werden könnte.

ner Person zu versichern. Diesen letzten Befehl hat Thomasius aber nicht gesehen, denn das frühzeitige Triumphjauchzen seiner Gegner rettete ihn. Nemlich sein Schwager, der Licentiat Rechenberg, der auch sein Lehrer gewesen, war Rector der Akademie. Deßwegen gebrauchte man die Vorsicht, diesem nur den ersten Befehl mitzutheilen, den letzten aber, auf daß Thomasius nicht gewarnt werden möchte, zu hinterhalten, und ihn erst, wenn er vor Gericht erschiene, zu übergeben, damit er alsdann desto sicherer in Verhaft genommen werden könnte. Thomasins hatte bisher mit seiner Familie allein von Vorlesungen und Schriften gelebt, aber schon im Februar war ihm der letztere Erwerbzweig abgeschnitten. Er hatte sich nemlich verlauten lassen, er wolle seine Monate dem Herrn Masius dediciren, und dieser, der nicht viel Gutes von ihm erwarten mochte, wirkte durch den dänischen Agenten in Dresden den Befehl wider ihn aus, daß er Nichts ohne Leipziger Censur sollte drucken lassen: in Leipzig aber durfte er nicht hoffen, etwas censirt zu bekommen. Als er daher jetzt Nachricht erhielt von dem einen Gebote, wodurch ihm auch die zweyte Nah-

rungsquelle auf einmal verstopft wurde, und das andre wol ahnden mochte, so beschloß er, sogleich, diesem zuvor zu kommen. Er schrieb deßwegen an die Universität: er wolle eine kleine Reise machen; man möchte sein Außenbleiben nicht übel nehmen. Seine Gegner, die vermutheten, er sey an den Hof gegangen, und wußten, was er daselbst zu erwarten hatte, hielten sich ihrer Beute gewiß; er aber ging nur nach Zeitz, um von dem Herzog Moritz und seiner Gemahlin Abschied zu nehmen, kehrte dann zurück und reisete abermals ab, ehe sie seine Rückkunft ahndeten. Er hatte es längst bey sich ausgemacht, sich, wenn es nöthig werden sollte, in den deutschen Staat zu begeben, der so oft, zu seinem Glück und zu seiner Größe, dem unschuldig Verfolgten eine sichere Freystatt und einen gastfreundlichen Aufenthalt gewährte, weil er es weiß, daß er auf einem festern Boden ruht, als die Einheit der Meynungen und des Glaubens — in den Brandenburgischen. Er setzte sich also auf die Post nach Berlin; und ehe seine Feinde es gewahr wurden, wie sie von sich selbst hintergangen waren, und ihn verfolgen lassen konnten, hatte er schon die Gränze des Landes erreicht, dessen

edle Regierung ihn schützte gegen ihre ohnmächtige Wuth. *) Darauf ließ das Oberconsistorium in Dresden durch den Schöppenstuhl in Leipzig nach den vorgelegten Acten einen Ausspruch thun, ob Thomasius die Verhaftung verdient habe? und da dieser Ausspruch bejahend war, so ließ es seine Mobilien in Beschlag nehmen; seine Familie mußte in Leipzig zurückbleiben.

Sobald Thomasius in Berlin angekommen war, wandte er sich an die Churfürstliche Regierung, stellte ihr seine Lage vor, und bat um ihren Schutz, und um die Erlaubniß, sich in Halle nieder lassen, und der studirenden Jugend, die sich etwa dort bey ihm versammeln möchte, Vorlesungen halten zu dürfen. Churfürst Friedrich III., der es von seinem großen Vater her wußte, daß es nicht eben die schlech-

*) Thomasius erzählt, er habe seine Abreise gar nicht heimlich betrieben; er habe 4 Tage vor seiner Reise nach Zeitz die Post bestellt, und öffentlich von einigen Freunden Abschied genommen. Dennoch hatten seine Feinde nichts gemerkt. Daher war er in spätern Jahren überzeugt, daß Gott ihre Augen verblendet und ihn sichtbarlich geschützt habe.

testen Unterthanen sind, welche ihres Glaubens und ihrer Meynungen wegen vertrieben werden, der von dem liberalen Geiste beseelt wurde, den Preußens Genius allen seinen Regenten einhauchte, und der dem Thomasius (der einen bedeutenden Freund, Pufendorf, in Berlin hatte) schon zum voraus geneigt war, nahm keinen Anstand, ihm seine Bitte zu bewilligen. Mit der Erlaubniß, sich in Halle niederlassen und Collegia lesen zu dürfen, machte er ihn zu seinem Rath mit einem Gehalt von 500 Thlr. jährlich. Thomasius schrieb darauf nach Leipzig, daß er dem Befehl des Dresdener Oberconsistoriums gehorchen, und in Leipzig keine Vorlesungen halten wolle. Aber im April kündigte er in einem lateinischen Programm *) der Welt an, daß er nach Trinitatis in Halle Vorträge anfangen würde, als wohin er Alle einlud, die daran Theil zu nehmen Willens seyn möchten. Diese Vorlesungen fing er denn auch wirklich an, und sie waren der Grund, daß zu Halle, wo bisher nur eine Ritterakademie, wie man die Schule nannte, gewesen war, jene berühmte Anstalt entstand, der

*) Intimatio prima lectionum philosophicarum et juridicarum publicarum et privatarum.

Friedrich III. — als König I. — die Rechte einer Universität gab, und von der Deutschland, berechtigt durch die väterliche Fürsorge Friedrich Wilhelms III., Vieles erwartet für das Wahre und das Gute und das Schöne! Wie es aber mit seinen ersten Vorlesungen in Halle ausgefallen ist, das wollen wir den Thomasius selbst erzählen lassen. Nach mehrern Jahren redet er seine Gegner unter andern also an: *) »Leget doch einmal eure Blindheit ab, und fanget an zu erkennen, daß Gott wider euch streitet, und daß Er Thomasium wider Euch in Schutz genommen, auch alle Eure Anschläge wider ihn zu nichte gemacht. Sehet, da ihr ihn aus seinem Vaterland verjagetet, da ihr durch D. S. B. Carpzovium so heftig wider ihn schriebet, **) sprach Gott zu

*) In der Apologie, die 1696 erschien.

**) Dieser Carpzov, von dem wir schon oben sagten, daß er ein Mitglied des Consistoriums gewesen, oder vielmehr Assessor, sollte, wie sein Collega der ehrwürdige Spener, seine Gedanken über den Pietismus dem Churfürsten eröffnen. Spener that das mit seiner gewöhnlichen liebevollen Bescheidenheit und Sanftmuth, Carpzov hingegen mit dem ganzen Ei-

ihm: du sollst gesegnet seyn. Er kam nach Halle und fand keine Zuhörer hier; es war auch noch lange nicht eine firme und gewisse Resolution gefasset worden, eine Universität so geschwinde hier zu stabiliren. Wie schmählich lachetet ihr damals Thomasium aus und wie hämisch spottetet ihr seiner, er würde die Affen hier ausnehmen. Thomasius aber vertrauete Gott, und setzte sich hieher. Er warb keine Studenten herzukommen, sondern notifi-

fer der Rechtgläubigkeit, der den Carpzoven eigen war. Bey dieser Gelegenheit suchte er den Churfürsten von Neuem gegen »den bekannten bösen Menschen Thomasius,« den Spener ganz aus dem Spiele ließ, zu erbittern, und schrieb mit dem fürchterlichsten Grimm über ihn, damit der Churfürst von Sachsen sich seiner Bestrafung wegen an den von Brandenburg wenden möchte. Er sagt unter andern: sonderlich hätte D. Thomasius, ein notorischer Erzbösewicht, diesen Schwarm (den Pietismus,) weil er sehr bequem zur Verwirrung der Evangelischen Kirchen und Akademien, deren beyder Feind er sich in seinen Schand-Chartequen erweise, defendiret. — Darauf beziehet sich diese Stelle.

cirte nur seine Ankunft. Ihr machtet ihm von dem Anfange seiner Lectionen durch Eure Creaturen soviel Hinderniß und Verdruß, als ihr nur konntet, er fand sehr wenig, die ihm zu helfen und Sr. Churfürstlichen Durchlaucht gnädigste Intention zu befördern sich angelegen seyn ließen; ja es waren etliche so offenherzig, daß sie ihn fragten, ob er denn bey Anfang seiner Lectionen etliche Auditores in Vorrath hätte, denn hier in Halle würde er keinen einzigen bekommen. Thomasius aber ließ sich nichts abschrecken, sondern fing seine Lectionen in Gottes Namen den Montag nach Trinitatis Ao. 1690 an. Er hatte das erste Mal über 50 Auditores, und hat sie von da an, so lange er alleine hier und noch keine Resolution von Aufrichtung einer Universität gefasset gewesen, (welches in die anderthalb Jahre ausgetragen,) nie unter zwanzig, wohl aber mehr Auditores beständig gehabt, die seine Lectionen besucht, oder sich seinetwegen hier aufgehalten. Gott gab Gnade, daß die ganze Zeit über, so lange er alleine gewesen, kein Unfug oder Unglück fürgegangen, oder über einige seiner Zuhörer, die sich bey ihm inscribiren lassen, das Geringste wäre geklagt worden.

So daß S. Churfürstliche Durchlauchtigkeit zu Brandenburg, als Selbige Ao. 1691 aus dem Carlsbad hierdurch nach Dero Residenz ging, und gewahr wurde, daß eine solche und ziemliche Anzahl der studirenden Jugend von allerhand Ständen sich bey ihm eingefunden hatten, von dato an gnädigst sich resolvirten, das vorhabende Universitäts-Werk feste zu setzen, massen von der Zeit an auch andere Herren Professores nach und nach her vocirt wurden.«

Das erste, was Thomasius in Halle drucken ließ, war eine Disputation, die er seinem neuen Landesherrn widmete, und die von der Glückseligkeit Churbrandenburgischer Unterthanen wegen der durch scharfe Edicte verbesserten Stände, handelte. *) Diese kleine Schrift haucht den Geist, von dem von jetzt an mehrere Schriften des Thomasius einen Anstrich haben — den Geist des Pietismus. Aus einigen seiner frühern Werke könnte es scheinen, als

*) Sie war latein und hat folgenden Titel: De felicitate subditarum Brandenburgensium ob emendatum per edicta Electoralia statum ecclesiasticum et politicum, summis lineis ad umbrata, und ist im ersten Bande seiner Dissertat. Academic. die 18te.

ob die unselige Aufklärerey, der sich unser Zeitalter um so mehr zu schämen hat, jemehr es sich darauf brüstete, für Deutschland durch den Thomasius ihren ruhmlosen Anfang genommen hätte. Und es ist allerdings wahr, daß der Satz, der ihr zum Grunde liegt, und der an sich ganz richtig ist, von Thomasius zuerst ausgesprochen und befolgt wurde: der nemlich, in Religionssachen schlechthin keine Autorität anzuerkennen, sondern alles selbst einsehen und untersuchen zu wollen: aber Thomasius wollte Licht, das leuchtet und wärmt, nicht eine kalte Durchsichtigkeit; und wenn auch die Aufklärerey mit ihm ihren Anfang nahm, so hat er ihr das Daseyn nicht gegeben. Davon ist der größte Beweis, daß die Frömmigkeit der Pietisten so ganz seinen Beyfall hatte; und wenn dies für seine Philosophie eben kein rühmliches Zeugniß wäre, (obwol es mit der wahrsten Philosophie bestehen kann) so raubt das seinem Werth und seinem Verdienste nichts. Leugnen läßt es sich freylich wol nicht, daß ihm eigentlich die Widerwärtigkeiten des Lebens nur so empfänglich machten für die gottselige Ansicht der Pietisten: aber ohne jene Widerwärtigkeiten würde

er auch vielleicht nie aus seiner Jugend Unschuld gekommen seyn; und religios war er immer. Der Mensch und die Welt stehen in einem solchen Verhältnisse zu einander, daß sie es gegenseitig um einander verdient haben, wie sie sich gegen einander äußern: die letzte geht ihren ewigen Gang und trotzt des Menschen eingreifender Ohnmacht: er aber hat eine Zuflucht in sich selbst, die ihm das Äußere gleichgültig macht. Die Freude zu wirken ist ergötzend; das Bewußtseyn, es gewollt zu haben, genügt. Dies Bewußtseyn war jetzt des Thomasius Eigenthum; späterhin war es jene Freude, deren Äußerung wir schon gehört. Aber zu seiner Liebe für den Pietismus mag auch seine Weise zu philosophiren nicht wenig beygetragen haben. Wer fromm genug ist, sich Gott und Vorsehung nicht entreißen zu lassen: was bleibt denn bey dem Eclecticismus, der nichts begründet, übrig, als die Mystik, in die er sich vor der Philosophie rettet? — In der gegenwärtigen Disputation spricht Thomasius von der Nothwendigkeit einer Reformation für alle Stände, die er deßwegen, und besonders den geistlichen, schildert. Dann zeigt er, daß im Brandenburgischen schon

viel zur Verbesserung der beyden Hauptstände, des geistlichen und weltlichen — (der dritte ist ihm der Hausstand) — geschehen sey; für jenen durch ein Edict Friedrich Wilhelms des Großen, worin er allen Zank und alle Schmähung der Lutheraner und Reformirten gegenseitig streng untersagt; für diesen durch einen Befehl Friedrichs III. in welchem das Duelliren verboten wird: das letzte mußte dem Thomasius bey der Gründung einer neuen Universität — denn so sah er Halle schon an; er nennt den Churfürsten den Stifter, und diese Disputation die erste Frucht der Universität — allerdings höchst wichtig seyn: wegen beydes preis't er die Brandenburger glücklich. Bey dem ersten Edicte hatte er auch die Frage aufgeworfen, ob man einem Lutheraner verbiethen könne, reformirte Predigten zu besuchen? und hatte sie dahin beantwortet, daß ein solches Verbot nicht nur wider die Befehle des Churfürsten seyn, sondern auch der lutherischen Religion — (welche, Falls sie die einzig wahre wäre, ja wohl vor aller Ansteckung schützen müßte) — eben nicht zur Ehre gereichen würde. Er hatte dabey einige harte Ausdrücke gebraucht, z. B. daß das hölzerne Joch des

Pabstthums durch das Lutherthum nur in ein eisernes verwandelt sey. Dies gab Veranlassung, daß er sogleich wieder in Halle auf die Kanzeln gezogen, und daß heftig wider ihn gepredigt wurde, wie aus einer Vertheidigung der Disputation erhellt, die er wenig Tage nachher drucken ließ, und worin er seinen Gegner mit den Worten Sirachs abwies: verstehst du die Sache, so unterrichte deinen Nächsten, wo nicht, so halt dein Maul zu.

Mit demselben Anstrich von Pietismus sind auch die drey letzten Monate seines Journals geschrieben, die wir eben deswegen nicht eher angeführt haben, und auch deßwegen nicht, weil sie unordentlich erschienen, und weil das Decemberstück, durch die Unruhen, in welchen Thomasius lebte, erst gegen das Ende dieses 1690sten Jahrs ausgegeben wurde. Ein großer Theil der darin recensirten Schriften betrifft die Religion, und manche sogar den Streit der Pietisten mit ihren Gegnern. Aber auch dem Übrigen sieht man es an, daß es von einem Manne geschrieben ist, der in der Religiosität der Pietisten, wenn die regsame Lebendigkeit seines Geistes auch der frommen Ergebung nnd der gottseligen Beschauung minder

fähig war, *) den schönsten und sichersten Weg zum Heil der Welt erblickte. Daher sind einige Äußerungen erklärlich, die sonst bey einem Mann von einem solchen Geiste, wie Thomasius beseelte, unerklärlich bleiben würden. Wir sagen erklärlich, denn wir wollen nicht entschuldigen, was nicht zu entschuldigen ist. Aber auch so sind sie es nur dadurch, daß jene Überzeugung des Thomasius, von der Heilsamkeit der Pietistischen Ansicht, noch neu war: denn jede neue Überzeugung verdunkelt Alles andre durch den Glanz, mit welchem sie selbst hervortritt; und dadurch, daß Thomasius die Dinge, über welche er sprach, nicht genug kannte. Dahin gehört folgende Äußerung, durch welche er einen Autor gegen den Huetius vertheidigt, der ihn mit großem Recht, und noch lange nicht hart genug, angegriffen hatte. »Es ist die Frage, ob der Verfasser deßwegen

*) In der Geschichte der Weisheit und Thorheit sagt Thomasiue: seine Neigung sey mehr für den Democrit, aber sein Sinn sey für den Heraclit; denn es sey menschlich, die Thorheit der Welt zu belachen, aber christlich, sie zu beweinen.

wegen eine ewige Schande verdiene, daß er gesagt, es würde wenig Schade seyn, wenn gleich alle Heydnische Poeten und Philosophen mit Feuer verbrennt würden. Ich getraue mir gar leichte zu behaupten, (freylich zu behaupten; aber die Behauptung zu beweisen, wäre ihm wol unmöglich gewesen!) daß, wenn wir die Acta Apostolorum und die Kirchengeschichte bis auf Constantin vollständig hätten, wir alle heydnische Philosophen und Dichter, auch den Livius und Tacitus, wenn wir gleich dieselben vollkommen hätten, darum geben sollten.« »Denn,« setzt er hinzu, und damit beweis't er seinen Glauben an ein Höheres, nach welchem das Gute nicht verlohren geht, wenn es zu verschwinden scheint, »die Philosophie wäre deßhalben nicht untergegangen, wenn die heidnischen Philosophen wären verlohren worden; ja« — und dies erklärt des Thomasius Ansicht — »wenn die Bücher dieser Philosophen nicht gewesen, so wären nicht so viele Ketzereyen in der ersten Kirche entstanden, so hätte des Teufels liebstes Schooskind, die scholastische Theologie, mit der Vereinigung Christi und Belials nicht so viel Schaden in der Christenheit anrichten können;« und darin hat Tho-

masius Recht! Überhaupt ist es die Ruchlosigkeit des geistlichen Standes, der im blinden Secteneifer seine ganze Thätigkeit erschöpfte, und das unreligiose Christenthum des Zeitalters, was um so mehr seinen Unwillen erregt, je schönere Tage er von dem Pietismus, in welchem er die Morgenröthe einer bessern Religion sah, erwarten mochte.

Mit diesem Jahrgange endigte Thomasius sein Journal, das in der Geschichte deutscher Literatur beständig merkwürdig bleiben, dessen Folgen wenigstens Deutschland noch empfinden wird, wenn es selbst und sein Verfasser auch vergessen werden. *) »In der Abdankung,« sagt

*) Sobald Thomasius das Beyspiel gegeben hatte, so erschienen noch in diesem Jahrhunderte folgende Zeitschriften: Monatliche Unterredungen von Tenzel, 1689, nachher erhielten sie den Titel: Curieuse Bibliothek. — Ein Unbekannter setzte Thomasius Gedanken fort, aber nur einige Monate lang. — Nouvellen aus der gelehrten und Curieusen Welt, 1692, von Zenner, der den Titel bald änderte in: Parnaß. — Des französischen Helicons Monatsfrüchte von Talandern 1696. — Monatliche Auszüge von Eccard 1700. — Die gelehrte

er, daß es vielleicht mit dem ersten Jahre geschlossen worden wäre, wenn er nicht seinen Gegnern hätte beweisen wollen, daß ein Mann, der Entschlossenheit hat und den Schutz seiner gerechten Sache, seine Freyheit gegen jeden Angriff vertheidigen und erhalten müsse; jetzt habe er sie behauptet: und eben deswegen, weil die Welt dies eingestehe, wolle er keinen weitern Gebrauch davon machen. Dann entschuldigt er sich noch über einzelne Punkte, und vindicirt sich das Recht, was er ausgeübt hatte, sein Urtheil über Bücher zu fällen: in gelehrten Dingen, sagt er, sollen nicht die Stimmen gezählt, sondern der soll gehört werden, der's versteht.

Thomasius dedicirte diesen Jahrgang seiner monatlichen Gedanken »allen seinen Feinden, insonderheit aber Herrn Hector Gottfried Masio.« In der Zwischenzeit nemlich war gegen das

Welt oder unpartheiische Conferentien 1700. — In die Aufzählung der Zeitschriften des folgenden Jahrhunderts dürfen wir uns nicht einlassen; aber eine Geschichte derselben wäre sehr verdienstlich, und würde den Geist dieses Jahrhunderts kennen lehren.

Buch des letztern von einigen reformirten Theologen ihre Religion, wie es Recht war, vertheidigt. Sie hatten sich dabey nicht selten auf den Thomasius berufen; und Masius hatte in seinen Antworten *) heftig auf diesen geschimpft, ihn einen Pasquillanten genannt, und gesagt, der König von Dänemark habe die Monate May und Junius, (worin die Schippingsche Schrift abgedruckt und beantwortet war,) verdammt, daß sie von dem Henker öffentlich verbrannt werden sollten. Dies bestimmte den Thomasius, einen Gedanken, den er ehemals nur scherzend geäußert hatte, auszuführen, und seinen Monaten eine lange Zuschrift an die genannten Herren vor zu setzen, in welcher er ihnen auf seine gewohnte Weise »die Haut wäscht,« ihnen ihre Schlechtigkeit vorhält, über die angedrohte Verbrennung spottet, weil ja Masius »seine eigne Arbeit, Schippings herrliches Opus, welches in jenen Monaten ja auch enthalten, mit verbrennen lassen würde,« und sich darüber freuet, daß er, weil die beyden Stücke noch nicht verbrannt wären, das Vergnügen haben konnte, auch sie dem Herrn Masius zu dediciren u. s. w.

*) Besonders in seiner Dania orthodoxa.

Unterdeß war die Familie des Thomasius noch immer in Leipzig, und auf seinen Mobilien ruhete der Beschlag. Er schrieb deswegen im September an das Geheimeräthscollegium in Dresden, legte ihm die Sache von Neuem vor, wie auch seine jetzige Bestallung, und bat, da man nicht auf dem Wege der Rechte mit ihm verfahren sey, und er sich zu beweisen getraue, man habe ihn mit einer peinlichen Anklage fälschlich berüchtigt, daß man den Beschlag von seinen Mobilien wiederum aufheben, und ihm die Anklage der Wittenberger zustellen möchte, damit er seinen ehrlichen Namen retten könne. Er erhielt zur Antwort, der Churfürst sey abwesend. Deßwegen, und weil er von dem Ausspruche des Schöppenstuhls, er habe die Verhaftung verdient, nichts wußte, besuchte er seine Familie in der Messe: ihm geschah auch nichts zu Leide. Um aber, was er für ein großes Glück des Lebens hielt, im Kreise der Seinigen leben zn können, so bat er seinen Landesherrn, sich seinethalben in Dresden zu verwenden. Dies geschah; aber Thomasius erhielt keine andre Antwort, als daß ihm von einigen Hofleuten kund gethan wurde, die Acten über seine Sache würden

versiegelt aufbewahrt: es würde ihn aber keiner hindern, wenn er seine Familie und das Seinige ohne Weiters abholte. Dieses that Thomasius denn auch im Juli 1691, und da ein neuer Versuch, das Urtheil der Schöppen, welches er unterdeß erfahren hatte, aufzuheben, ebenfalls umsonst gewesen, so ließ er die Sache in Ruhe, bis er nach einigen Jahren, wie wir alsdann erzählen werden, von Neuem gereizt, sich genöthigt sah, seine Unschuld der Welt vor die Augen zu legen.

Noch in Leipzig hatte Thomasius eine Vernunftlehre geschrieben. die er schon in dem großen Collegio, das einen fortlaufenden Vortrag aller (dem Juristen) nöthigen Wissenschaften enthalten sollte, zum Grunde gelegt hatte. Sein Censor aber wollte, wie sich erwarten läßt, ihm die Erlaubniß des Drucks nicht ertheilen, unter dem Vorwande, sie sey ja deutsch geschrieben; und das wäre nichts. Deßwegen war es dem Thomasius erst in diesem 1691sten Jahre möglich, sie erscheinen zu lassen. *) Schon 1621 war eine Logik in deut-

*) Der Titel ist: Einleitung zu der Vernunft-Lehre, worinnen durch eine leichte, und allen vernünftigen Menschen, waserley Standes oder

scher Sprache unter dem Titel: Kurzer Begriff der Verstandlehre zu der Lehrart, herausgekommen, aber die war, sie mag es verdient haben oder nicht, so sehr in Vergessenheit gerathen, daß Thomasius Unternehmen ganz neu erscheinen mußte. In der Vorrede spricht er theils über die Einrichtung des Collegiums, theils über die Gründe, die ihn bestimmt, dieses Buch zu schreiben, und so zu schreiben, wie er gethan; und erzählt dann die Geschichte eines Werks von einem Cartesianer *) gegen seine Einleitung in die Hofphilosophie, die er gegen ihn zu vertheidigen sucht. Er gesteht, daß sein Werk selbst mit dieser Einleitung ziemlich einerley Zweck habe, nur mit dem Unterschiede, daß diese die gemeinen Irthümer habe bestreiten sollen, jenes aber die Sätze der Wahrheit selbst aufstelle; und weil es für das Collegium nur der Leitfaden seyn solle, so würde es nur aus Hypothesen, Definitionen, Axiomen, Pro-

Geschlechts sie seyn, verständliche Manier der Weg gezeiget wird, ohne die Syllogistica das Wahre, Wahrscheinliche und Falsche von einander zu entscheiden nnd neue Wahrheiten zu erfinden. —

*) Rheginii specimen logicae Cartesianae.

positionen und Observationen bestehen. Endlich gesteht Thomasius, daß seine Vernunftlehre zwar in manchen Stücken andern Philosophien nahe kommen dürfe, daß sie aber doch keiner gleich sey, sondern die Mitte zwischen dem Plato, dem Epicur, dem Aristoteles und dem Cartesius halte. Nach diesen Geständnissen möchte man denn allerdings bange werden und eben nicht viel erwarten; aber, da es nicht zu leugnen ist, daß Thomasius seit seiner Hofphilosophie weiter, obgleich nicht viel weiter, gekommen ist, (wobey Tschirnhausens Arzeney ziemlich mitgewirkt haben mag) und da er zuerst solche Dinge in deutscher Sprache vorzutragen wagte, so wollen wir einiges ausheben, was den jetzigen Standpunct des Thomasius bezeichnen dürfte.

Ohne sich mit seiner Philosophie zu den bekannten großen Gegenständen, wenigstens dem Anscheine nach, zu erheben, welche die Metaphysik zum Object zu haben pflegte, nimmt Thomasius die Welt und den Menschen, wie sie ihm empirisch gegeben sind, mit ihren Tugenden und Fehlern, und fängt im ersten und zweyten Hauptstück, wovon jenes von der Gelahrtheit überhaupt, dieses aber

von der Vernunftlehre besonders redet, darüber an zu räsonniren, zu erklären und zu erläutern, auf die gewohnte, bekannte und beliebte Weise. Die Gelahrtheit ist ihm eine Erkenntniß, durch welche der Mensch das Wahre von dem Falschen und das Gute von dem Bösen zu unterscheiden vermag; um, wie sich versteht, seine und andrer Menschen Wohlfahrt im gemeinen Leben und Wandel zu befördern. Die Vernunftlehre unterweiset den Menschen, seine Vernunft — d. h. dem Thomasius, die Gedanken überhaupt in Erkenntniß der Wahrheit — recht zu gebrauchen. Aber die Vernunftlehre ist ein Theil der Gelahrtheit, also ein Theil der Erkenntniß der Wahrheit, und wiederum ist sie auch ein Instrument derselben, also das Organ, wodurch diese Erkenntniß erkannt wird. Bey dieser weitläuftigen Auseinandersetzung scheint dem Thomasius der Gedanke vorzuschweben: die Wahrheit muß durch sich selbst erkannt werden. Im dritten Hauptstücke, von der menschlichen Vernunft und deren Wirkungen, macht er eine Beschreibung des Menschen, wie er sie schon früher gegeben hat, und kommt endlich durch eine Vergleichung des Menschen mit den Thieren dahin, daß das

Denken eigentlich den Menschen zum Menschen mache. Das Denken nun ist ihm noch, wie in der Hofphilosophie, »ein innerliches Reden von den Bildungen, die durch die Bewegung der äußerlichen Körper, vermittelst der andern Gliedmaßen dem Gehirn eingedrückt werden.« Aber er merkt doch, daß es damit nicht gethan ist. Nemlich dort vergaß er anzuzeigen, welche äußerliche Körper denn durch ihre Bewegung Bildungen in sein Gehirn drückten, und zwar solche Bildungen, daß sein innerliches Reden davon grade diese Definition vom Denken, die er doch wol dachte, wurde. Davon ahndet er etwas, und mochte durch Tschirnhausen zu dieser Ahndung gekommen seyn. Deßwegen fügt er bald hinzu, daß er auch »diese innerliche Rede in seinem Gehirn empfinde, wiewohl diese Empfindung viel feiner sey, als die, welche von der Bewegung äußerer Körper herrühren; — (aber wo rührte denn diese her?) — und sie bestehe in nichts Anderem, als daß er bedenke, daß er denke.« Da das Denken nur vermittelst der äußern Sinne geschieht, so schien dem Thomasius zu dem Bedenken des Denkens ein innerer Sinn zu gehören. Zu den äußerlichen rechnet er da-

her nicht blos die Organe, die man gewöhnlich so nennt; denn er erklärt ausdrücklich, daß man nicht darunter solche Sinne verstehen solle, als auch die Thiere haben; sondern er rechnet dazu »eine wirkliche Sinnlichkeit,« worunter er nichts anders verstehen kann, als den Begriff, der den Objecten gegenübersteht; der innere Sinn hingegen ist das Wissen um jenen Begriff. Wahrheit ist nun ein innerlicher Beyfall des Menschen, daß sich etwas so verhalte, als er denket. Diesen Beyfall scheint Thomasius zwischen die äußern und den innern Sinn zu setzen, und ihn gleichsam aus dem Zusammenfallen beyder entstehen zu lassen. Daher heißt die Wahrheit auch eine Uebereinstimmung der Gedanken und der Beschaffenheit der Dinge außer den Gedanken. Bey diesem Satze setzt Thomasius hinzu: »Du mußt aber nicht fragen, ob der Verstand mit den Dingen, oder die Dinge mit dem Verstande übereinkommen müssen, sondern diese Harmonie ist so beschaffen, daß keins der andern Richtschnur ist, sondern diese Harmonie von beyden zugleich präsupponirt wird.« Die Wahrheit ist nur eins, obwol es viele Wahrheiten giebt. Dies kommt daher: es gibt eine

erste Grundwahrheit, (primum principium) die nicht bewiesen wird, weil sie keines Beweises bedarf; sie wird schlechtweg und ohne Weiters eingesehen. Die Grundwahrheit kann nur Eine seyn; denn wären ihrer auch nur zwene, so hätten beyde entweder eine Verknüpfung oder sie hätten keine; hätten sie eine Verknüpfung, so wäre eben diese die Grundwahrheit; hätten sie keine, so würde es keine Wahrheit geben, weil die Harmonie nicht entstehen könnte, die dazu gehört. Die Grundwahrheit ist ein Begriff aller Wahrheiten; alle Wahrheiten sind mit der Grundwahrheit verknüpft, und zwar so, daß wer sie begreifen will, der muß nicht nur die Grundwahrheit eingesehen haben, sondern auch ihre Verknüpfung mit derselben zugleich mitbegreifen. Ja diese Verknüpfung darf nur gezeigt werden, so ist gezeigt, daß etwas wahr sey: denn der Beweis ist nichts anders, als die Darthuung, wie eine Wahrheit mit der ersten Grundwahrheit verknüpft sey. Was demnach mit der Grundwahrheit übereinstimmt, das stimmt überein mit den innern und den äußern Sinnen, die als zwey Ringe in jenem Grundringe hängen, und durch ihn vereinigt sind. Was aber vermittelst die=

ser beyden Ringe dem Hauptringe angehängt wird, das heißt eigentlich bewiesen.

Wir könnten diese Sätze, die in dem Buche sehr weit aus einander liegen, aber doch in der Ordnung vorkommen, in welcher wir sie größtentheils angeführt haben, noch mit vielen vermehren, die alle, wie diese, eine Ahndung der höhern Ansicht verrathen, obgleich andre sich dagegen finden, die beweisen, daß es auch nichts weiter als Ahndung war; aber wir glauben, dies wird genug seyn, um den Standpunct des Thomasius zu bezeichnen, wenn wir nur noch die Grundwahrheit (primum principium) mit seinen Worten werden ausgesprochen haben. Dieses Princip, das so ganz unmittelbar eingesehen; und durch welches jede Wahrheit bewiesen werden soll, ist: »was mit des Menschen Vernunft übereinstimmt, das ist wahr, und was des Menschen Vernunft zuwider ist, das ist falsch;« und das wird die Bemerkung, die wir so eben machten, bestätigen. Es ist in der That nicht leicht, den Thomasius — ich möchte nicht sagen, zu verstehen, sondern aus ihm klug zu werden, eben weil er bald so hoch zu stehen scheint, und dann auf einmal wieder in die Niederung fällt,

ohne daß man weiß, wie die Sache zusammenhängt. *) — Von den noch nicht angeführten Hauptstücken handelt das vierte, von den Kunstwörtern der Logik. In diesen Abschnitt nennt er, um dies noch anzuführen, die Existenz der Dinge dasjenige Objective, wodurch der Mensch überhaupt inne wird, daß etwas sey; das Wesen aber ist die Art und Weise, mit der ein Ding empfunden wird: jene ist sonach dieselbe, dieses so verschieden, als die Dinge selbst, denn sie ist ja eben ihre Verschiedenheit. Ein jedes Ding außer des Menschen Gedanken (ens reale) ist entweder ein ursprüngliches, Gott, oder es rühret von diesem her. — In den folgenden Hauptstücken handelt Thomasius: von der Wahrheit; von der ersten und unbeweislichen und von andern unstreitigen Wahrheiten und von der Demonstration; von den unstreitigen Unwahrheiten; von den unerkannten Dingen; von den wahrscheinlichen und unwahrscheinlichen Dingen; von der Erfindung neuer Wahrheiten, und von den Irrthümern und deren Ursprung. — Von der

*) Auch Leibnitz sagt irgendwo, daß seine Philosophie, die er silvestris et archipodialis nennt, so schwer zu verstehen sey.

Syllogistik hingegen kommt kein Capitel vor: Thomasius hielt nichts auf sie, und selbst beym Disput wollte er lieber mit Socrates fragen, als mit den Scholastikern Schlüsse machen.

Noch in eben diesem Jahre kam die Ausübung der Vernunftlehre heraus, deren Zweck der Titel angiebt: »Ausübung der Vernunftlehre oder kurze deutliche und wohlgegründete Handgriffe, wie man in seinem Kopfe aufräumen, und sich zur Erforschung der Wahrheit geschickt machen, die erkannte Wahrheit andern beybringen; andere verstehen und auslegen, von anderer Meynungen urtheilen und die Irthümer geschickt widerlegen solle.« Nachdem Thomasius sich in der Vorrede mit einem andern Gegner seiner Hofphilosophie abgefunden, redet er in fünf Hauptstücken: von der Geschicklichkeit, die Wahrheit durch eignes Nachdenken zu erlangen, Andern die Erkenntniß des Wahren beyzubringen, Andere zu verstehen, von Andrer Meynungen zu urtheilen, und Anderer Irthümer zu widerlegen; und er giebt in der That manche gute Lehren für den Hausbedarf, die freylich seinem Zeitalter neuer seyn mochten, als dem unsrigen, die aber auch jetzt

noch Befolgung verdienen und stets verdienen werden. *)

Zu gleicher Zeit las Thomasius im Sommerhalbenjahre fünf Collegia. Er kündigt sie in einem Discurs an, in welchem er über den Zustand von Halle spricht. Von andern Akademien, sagt er, seyen freylich so viele große Gelehrte hervorgegangen als Männer aus dem Trojanischen Pferde; Halle könne sich dergleichen nicht rühmen, aber es sey, wie die Natur, mit Wenigem zufrieden, und dies wenige sey sehr viel, nemlich eine vollkommne Freyheit im Vortrage und Unabhängkeit von fremder Autorität. Unter den Collegien selbst ist, außer der Fortsetzung des großen, eins über den deutschen Styl. Es war dem Thomasius nicht genug, die Sprache seines Vaterlandes auf den Lehrstuhl gebracht zu haben: »er suchte sie

*) Ich habe nur die fünfte Ausgabe dieses Buchs erhalten können, die 1719 gedruckt ist. In dieser ist die Sprache merklich fortgerückt. 1711 war schon die vierte Auflage erschienen: ein Beweis, mit welchem Beyfall das Werk aufgenommen wurde, und in welchem Zustande die Philosophie gewesen seyn mag.

auch von dem Lehrstuhl herab zur Deutlichkeit und Artigkeit, d. h. zu einer natürlichen Reinigkeit zu erheben, auf daß sie andern Menschen, mit denen wir reden, nicht verdrieslich, unanmuthig und ungeschickt vorkomme.« Denn es schien ihm »eine große Unförmlichkeit, daß ein Mensch sich befleißigen sollte, in fremden Sprachen Vollkommenheit zu erlangen, hingegen ungeschickt wäre, in seiner Landessprache deutlich und artig zu reden und zu schreiben.« Und doch hatte ihn eine zwölfjährige Erfahrung gelehrt, daß auch diejenigen unter seinen Zuhörern, »die ihr gut Latein von Schulen mitgebracht, wenig oder gar kein Teutsch gekonnt.« Er ließ seine Zuhörer Arbeiten in deutscher Sprache machen, und diese von ihnen selbst laut vorlesen, damit auch ihre Aussprache und Declamation angenehm und zierlich werden sollte. Mit diesen Vorlesungen aber verband er andre »über die Erkenntniß guter Schriftsteller,« in welchen er allgemeine Regeln für die Beurtheilung der Bücher aufstellte — (die auch in seiner Ausübung der Vernunftlehre vorkommen) —; besonders aber, weil er wußte, wie junge Leute mit einer Art von Verehrung an dem Urtheile der Journali-

sten hängen, aus bekannten Ursachen, und auch darum, weil es, durch die Festigkeit, mit der es sich gleich bleibt, und, so oft man es wieder lieset, durchaus auf dieselbe Weise hervortritt, sich den Schein einer ausgemachten Wahrheit und Untrüglichkeit erwirbt, die das veränderte Wort entbehren muß — besonders, sage ich, sprach er über die Journale, characterisirte ihren Geist, und suchte seinen Zuhörern zu beweisen, daß es auch eine Beurtheilung der Beurtheilung gebe. Endlich verband er mit jenem Collegio eine Disputirübung, wofür er gleichfalls die deutsche Sprache bestimmte. — Für den Winter kündigte Thomasius Vorlesungen über seine göttliche Rechtsgelahrtheit an in einer Rede »über die Freyheit der jetzigen Zeiten gegen die vorigen,« worin er jene gegen diese sehr erhebt, nicht sowol wegen deß, was sie waren, als was sie zu werden versprachen. Der Zustand der Studirenden sey durch Ausrottung des Penalismus, dessen Herrschaft er selbst noch erlebt habe, unendlich verbessert; schwerer habe es gehalten mit den Lehrenden, aber man dürfe doch vieles von ihnen hoffen. Nicht nur die Ethik sey verbessert, — durch Grotius, Pufendorf und ihn selbst —

sondern die Philosophie überhaupt habe die Aristotelische Bürde abgeschüttelt. Die Medicin fange an besorgt zu seyn, nicht nur um die Wiederbringung der verlohrnen, sondern auch um die Erhaltung der von Gott verliehenen Gesundheit. Die Rechtsgelahrtheit beginne den Jammer der ächzenden Armen zu bejammern, und »die unterdrückte Gottesfurcht oder das wahre Christenthum hebe, alles Schreyens, Lästerns und Tobens der falsch berühmten Kunst unerachtet, ihr Haupt empor, und der Herr stärke den schwachen Arm derer, die auf ihn vertrauen, daß ihre Feinde und Verfolger vergebens wüten und immer mehr und mehr mit ihren Köpfen anlaufen und zu Schanden werden.«

Auch der Polemik mußte Thomasius in diesem Jahr ihr Opfer bringen; und er that es, wo nicht besser, doch anständiger als jemals. Oben ist erzählt, wie Thomasius seinem Gegner, dem D. Masius den letzten Jahrgang seines Journals dedicirt, und was er ihm darin gesagt habe. Nicht lange darauf verkündigte die Zeitung aus Kopenhagen, daß daselbst auf Befehl des Königs eines Pasquillanten, des Christian Thomas, Schmähschriften wider den

Herrn D. Masius auf dem Markte durch des Büttels Hand cum infamia Autoris *) öffentlich verbrannt wären in Gegenwart vieler Menschen. Den Befehl dazu hatte Masius schon im Jahr 1689 ausgewirkt, sobald Thomasius im May den ersten Theil des Schippingschen Gesprächs hatte abdrucken lassen, sammt seiner Beantwortung; aber er hatte keinen Gebrauch davon gemacht, erstlich weil das schon geschehen war, was er verhüten wollte, nemlich den Abdruck des zweyten Theils, späterhin auch, weil er meynte, seinen Zweck erreicht zu haben, als dem Thomasius verboten wurde, nichts wider ihn drucken zu lassen. Als dieser aber in Halle ihn in der Dedication seiner Monate mit der Schuld des ganzen Streits, und zwar aus guten Gründen, belud, so konnte der aufgebrach-

*) Thomasius spottete späterhin über die ganze Geschichte und erinnerte über diesen Ausdruck, er sey so unbestimmt in dem Befehle gebraucht, daß man nicht wisse, ob der Autor der Schriften oder der Autor, der den Königlichen Befehl ausgewirkt habe, gemeynt sey? Er fragte dabey, ob Herr Masius und sein Peter Schipping gegenwärtig gewesen; und warum wol dieser es so geruhig geschehen lassen, daß auch sein Gespräch mit verbrannt worden sey?

te Mann sich nicht mäßigen, sondern machte sich zum Gelächter der verständigen Welt. Sobald Thomasius die Zeitung erhalten hatte, setzte er eine Schrift auf, welche das Recht der Fürsten, Bücher zu verbrennen, untersuchen sollte, aber er wurde abgehalten, sie bekannt zu machen. Der Streit nemlich zwischen dem Masius und den reformirten Theologen war unterdeß heftig fortgesetzt, und der erste hatte in seinem »treuen Lutherthum« die ganze reformirte Religionspartheÿ von Neuem auf das Niedrigste ihrer Grundsätze und ihres Glaubens wegen beschuldigt. Zugleich aber hatte er auch sie mit einer »ähnlichen Illumination« bedroht. Deßwegen klagten die reformirten Geistlichen den Masius beÿ ihren Landesherren an, und Thomasius denuncirte zu gleicher Zeit das Verfahren der Dänen wider ihn dem seinigen: denn dies glaubte er der Klugheit schuldig zu seÿn. Der Churfürst von Brandenburg schrieb deßwegen an den dänischen König, und verlangte, indem er die Anklage und die Beweise der Theologen und die Denunciation des Thomasius beÿlegte, eine Verfügung, die zu seiner und seiner Unterthanen Genugthuung gereichen sollte. Masius vertheidigte sich da-

gegen, indem er vor seinem König sein treues Lutherthum als das allerchristlichste Werk beschrieb und den Thomasius von Neuem beschimpfte, indem er seine Schriften für Schandschriften ausgab, und statt des Beweises sich der schönen Wendung bediente, daß dies allgemein bekannt sey, als welche jeden Beweis überflüßig macht. Darauf ließ dieser sein Buch drucken unter dem Titel: »Attilae Friedrich Frommholds *) rechtsgegründeter Bericht, wie sich ein ehrliebender Scribent zu verhalten habe, wenn eine auswärtige Herrschaft seine sonst approbirte Schriften durch den Henker verbrennen zu lassen, von einigen Passionirten verleitet worden,« und setzte ihr aus Luthers Schriften ein Motto vor, das die Welt ihm schwerlich als Bescheidenheit angerechnet hat. **)

*) Er nannte sich Attila Friedrich, weil ihn die schöne Zusammenstellung der Taufnamen des Masius so lustig vorkam; dieser hieß bekanntlich Hector Gottfried. Darum nannte Thomasius den Büttel, etwas unpassend, Achilles.

**) Facile est Lutherum eximere Bibliothecis; at non facile illum eximere e pectoribus hominum, nisi refellantur illius insolabilia argumenta, nisi contrarium doceat Pontifex sacrae scripturae te-

Er nannte nicht seinen Namen, weil er glaubte, der thue nichts zur Sache: denn er nannte weder den Masius, noch seine eigene Schriften, noch was mit ihnen vorgegangen war, sondern er blieb ganz bey dem Allgemeinen, wiewol auch so der Unterrichtete Alles verstehen mochte.

Die Schrift ist mit Würde und Kraft geschrieben, und sagt der dänischen Regierung derbe Wahrheiten. Thomasius gesteht das Recht, eine Schrift durch den Henker verbrennen zu lassen nur dem Landesherrn in dem Falle zu, wenn sie eine offenbare Schandschrift ist, oder wenn sie — bey Streitigkeit — einen Irthum enthält, der offenbar (und nicht etwa durch sophistische Konsequentien herausgekünstelt) die allgemeine Ruhe des Staats gefährdet: aber einem ausländischen Fürsten spricht er das Recht geradezu ab, es wäre denn, daß er für den Schriftsteller bey seinem Landesherrn keine Bestrafung auswirken könnte; und er nennt es Gewaltthätigkeit, wenn das Verbrennen dennoch sogar einem Buche widerfährt,

stimoniis. — Nec desunt ingenia, quae flecti veris possunt, terreri fumis non possunt. Veritas nescit opprimi, etiamsi opprimatur Lutherus.

von dem es nicht bewiesen ist, daß es eine Schandschrift sey. Dem Schriftsteller aber, der von einem Höhern Gewalt leidet, räth er, mit Stolz diese Beschimpfung zu verachten, welches die süßeste Rache sey, uud an den Spruch eines persischen Weisen zu denken: Lasset die unvernünftige Bestie wüthen, so lange sie will, und reizet sie nicht zu mehrern Zorn.

Auf diese Schrift sandte Masius eine andre in die Welt, um sie zu beantworten; *) auch erschien noch eine von einem Dritten für den Masius: **) da aber Thomasius es seiner unwürdig hielt, auch nur Etwas dagegen zu sagen, so war dies das Ende seines Streits mit dem Masius, außer daß er 1624 auch die Geschichte der letzten Schriften seiner Gegner erzählt.

*) Vernunftgegründeter Bericht, was von einem Scribenten zu halten, dessen Schriften durch den Henker verbrennet — von Aetium Dietrich Ehrenhold.

**) Christianus minime Christianus, oder das Ebenbild Christiani Thomasii — von Siegfried Benzen. 1692.

Im folgenden Jahre, 1692, gab Thomasius ein andres zu seinem großen Collegio gehöriges Werk heraus, nemlich seine Sittenlehre. Er gab ihr folgenden Titel: »von der Kunst, vernünftig und tugendhaft zu lieben, als dem einzigen Mittel zu einem glückseligen, galanten und vergnügten Leben zu gelangen, oder Einleitung der Sittenlehre.« Mehrmals hatte er, wie wir wissen, von den Unvollkommenheiten der gewöhnlichen Ethiken gesprochen, und besonders der Aristotelischen, und diesem Mangel wollte er durch eine neuere und bessere Anweisung zur Tugend abhelfen. Daß sein Weg neu war, wenigstens als Sittenlehre, das leugnete man nicht, und daß er besser war als die, welche man gewöhnlich zu wandeln pflegte, das wurde von den meisten seiner Zeitgenossen anerkannt. *) Etwas Scientifisches wird man von dem Eklektiker wol nicht erwarten; aber auch von der Idee der Moral, die darauf ausgeht, alle Moralität, die nur

*) Ein Beweis dafür ist unter andern wol der, daß schon 1720 die siebente Auflage davon gedruckt wurde. Dies ist diejenige, welche ich vor mir habe, und ist in einem fast ganz reinen und richtigen Deutsch verfaßt.

das Product des Streits zwischen Neigung und Pflicht ist, in welchem diese den Sieg behält, und die aufhören muß, wenn der Streit aufhöret, überflüßig zu machen; von einem allgültigen Gesetz, das regierend eingreifen soll in der Menschen Thun und Wollen bey den großen, wie bey den kleinen Verhältnissen des Lebens — verräth dies Werk des Thomasius auch nicht eine Ahndung. Ja nicht einmal der Begriff der Pflicht ist ihm dabey eingefallen; sondern es ist vielmehr ein wohlgemeyntes, gutmüthiges Räsonnement, das die Menschen nicht eben nimmt, wie sie sind, eben so wenig, als es sie zu machen sucht, was sie seyn sollen, sondern das nach einem gewissen Romanideal die Glückseligkeit der Menschen preiset, die auf Wackefieldsche Weise zufrieden leben in häuslicher Freude, voll Liebe gegen andre Menschen, die ihnen gleichen, und voll Gutmüthigkeit gegen solche, die sie nicht leiden können. Ja man könnte einen guten Theil des Werks, ohne ihm zu nahe zu treten, eine Ehestandsdisciplin nennen, das zwar recht gute Menschen beschreibt, das aber nie als Regulativ fürs Leben etwas bedeuten kann. Nemlich Thomasius setzt die größte Glückseligkeit des Men-

schen — (daß er die Glückseligkeit aber als das Höchste annimmt, was es für den Menschen giebt, dafür wird er nicht nur Entschuldiger, sondern auch Vertheidiger finden, wie es Recht ist) — in die Gemüthsruhe oder in die Belustigung des Gemüths, diese aber läßt er aus der vernünftigen Liebe ihren Ursprung nehmen, so wie sie dieselbige wiederum bewirkt; und die vernünftige Liebe ist nicht etwa vom Willen des Menschen abhängig, sondern sie kommt und geht, wie es Gott gefällt, ohne daß sie sich erzwingen oder abhalten ließe. Freylich werden wol einige Regeln dabey gegeben, um dies gleichsam einzuschränken, und die Liebe vernünftig zu machen: aber damit wird es schwerlich gethan seyn. *) Uns scheint,

*) Ob die meisten Moralisten unserer Zeit wol nicht einen ähnlichen Fehler begehen? Das Sittengesetz ist nicht für einen guten Menschen, denn nur die Kranken bedürfen des Arztes. Ist aber der Mensch nicht gut, wie soll er da das Gute wollen? Der gute Wille macht ja eben den Menschen gut; woher hat er denn diesen Willen, ehe er gut ist? Ist er gut, ehe er gut ist? Und wenn ein jeglicher unter den Guten seyn sollte wie der Wind, von dem man nicht weiß,

daß, wenn Thomasius hier auch eine neue Bahn zu brechen glaubte, es doch ein dreyfacher Einfluß von Außen war, was ihn, bey dem richtigen Gefühl der Unzulänglichkeit der Sittenlehre seiner Zeit, auf diese Verbesserung, wofür er sie wenigstens hielt, gebracht hat: der Pietismus, Epicurs Philosophie nach Gassendus, und seine eigne häusliche Lage in einer Welt, von der er — nach einer Maxime, die er in seiner ersten Schrift schon aussprach — der Meynung war, ein weiser Mann müsse das beste daraus zu machen suchen, was sich am Schicklichsten daraus machen lasse. Was den Pietismus anlangt, so scheint er zwar in der Vorrede, und auch im Werke selbst

woher sein Brausen kommt, und wohin es fährt —: wo bleibt da die Moral? Daß diese Frage sich beantworten läßt, und daß sie beantwortet ist: das weiß ich wol; ich wollte nur fragen, ob der größte Theil unserer Moralisten sich wol einen Skrupel über dergleichen Fragen gemacht habe? also ob sie durch die neuen Veränderungen in der Philosophie wol weiter gekommen sind, als Thomasius war?

die Religion ganz von seiner Sittenlehre abzusondern, aber das widerspricht unsrer Meynung nicht. Er theilt dort die Menschen in drey Klassen, in Bestien, Menschen und Christen, und sagt, sein Zweck und der Zweck der Sittenlehre sey nur, die ersten zu den zweyten, die Bestien zu Menschen zu machen, *) dieje-

*) Und zwar sind es nur junge Leute dieser Art, für die er seine Sittenlehre geschrieben hat. „Denn, sagt er, sind sie (die noch in der Bestialität stecken) bey Jahren, so werden sie wohl thun, wenn sie meine Sittenlehre ungelesen lassen, indem ich sie nicht vor sie geschrieben, und wohl weiß, daß es Menschen Vermögen übertrifft, einen alten Kerl, der noch eine Bestie ist, aus diesem Stand herauszureißen.“ Eine Bestie von einem Menschen beschreibt er in einem Programm „vom elenden Zustand der Studenten“ also: »sie sey derjenige, der wider die Regeln der allen Menschen gemeinen Vernunft nicht allein die Wollust, oder den Ehrgeiz oder den Geldgeiz sich täglich hinreissen läßt, und, von ihnen angetrieben, schändliche, schädliche und lieblose Thaten verrichtet, sondern auch darob einen Gefallen hat, und immer dichtet und trachtet,

nigen aber, die Christen wären — worunter er nicht alle versteht, die sich so nennen — seyen über die Sittenlehre hinaus; und darin fühlt er richtiger als die meisten der neuern Moralisten. Aber, so wie der Pietismus im Gemüthe des Christen durch den Geist göttlicher Liebe schöne Ruhe im Sturm des Lebens, kindliche Heiterkeit im Nebel der Welt, fromme Ergebung beym Wechsel des Schicksals, und kurz das, was man die Gottseligkeit nannte, und worein man das Wesen der Religion setzte, entstehen ließ, so wollte Thomasius, wie es uns scheint, durch den Geist menschlicher Liebe dem Menschen jene Gemüthsruhe erwerben, in die er das höchste Gut setzt, was der Mensch, ohne Christ zu seyn, erreichen könnte, um ihn zu der höhern des Pietismus geschickt zu machen. Das Ideal zu dieser Gemüthsruhe aber gab ihm Epicurs, durch Gassendus gerettete, Wollust, und dieses Ideal fand er wahrscheinlich am meisten realisirt im Schooße seiner Familie. Nun glaubte er ferner alle Leidenschaften und Neigungen, die, wie er meynt,

wie er in denenselben es immer höher und höher bringen möge.

jedem Menschen ohne Ausnahme, nur anders und anders gemischt, beywohnen, in die vier Klassen, des Geldgeizes, des Ehrgeizes, der Wollust und der vernünftigen Liebe eintheilen zu dürfen; und da sich keiner dieser Affecten nach seiner Meynung, ausrotten, aber wol die Quantität des einen, durch die Vergrößerung der Quantität des andern, vermindern läßt, *) so

*) Er sagt dies sehr oft. Die vier Hauptaffecten, die tausend Modificationen fähig wären, leitet er in der Dedication des Werks an den Fürsten von Anhalt, von den vier Temperamenten her. »Wer ein rechtes Phlegma hat, ist der vernünftigste Mensch, und muß nothwendig auch der größten Glückseligkeit und der vernüuftigen Liebe fähig seyn.« — (Er scheint hier zu vergessen, daß er in einer andern Schrift von diesem Jahre dem Phlegma Langsamkeit des Verstandes beylegt: oder ist die etwa nöthig zu der größten Glückseligkeit und der vernünftigen Liebe?) — „Bey dem Sanguinischen ist die Wollust die oberste Gemüthsneigung. Ein Cholericus ist schon weiter von dem Phlegma entfernet, und bey demselben raget die Ehrbegierde über die andern Affecten empor. Die Melancholischen,

dachte er darauf, den letzten Affect zu erheben und dadurch die drey ersten zu versenken. Auf diese Weise scheint uns seine Sittenlehre entstanden zu seyn.

In der Vernunftlehre hatte er die Gelahrtheit beschrieben als eine Erkenntniß, die nicht nur das Wahre von dem Falschen, sondern auch das Gute von dem Schlechten zu unterscheiden wisse; von jener Seite wurde sie dort abgehandelt, und hier beginnt er mit dieser. Gut ist überhaupt das, was mit dem Andern überein kommt, d. h. was das Andre in seiner Dauer erhält und sein Wesen vermehrt. Davon ist die Anwendung auf das, was gut für den Menschen ist, leicht gemacht. An dem Menschen ist Alles gut, denn es ist ihm ja von Gott gegeben, bis auf den Willen, der nun einmal nicht gut ist: denn in ihm ist der Ursprung alles Übels. Dennoch spielt der Wille nachher eine große Rolle. Wie es möglich ist, daß er besser werde? — die Frage wirft Thomasius nicht einmal auf, aber daß er von Außen, durch andre Menschen dazu gebracht werden

gleichwie sie die wunderlichsten sind, also ist der stärkste Trieb bey ihnen zur Geldliebe.«

werden müsse, und daß daher der Mensch für den Menschen gut sey — das sagt er ausdrücklich. Wie aber der erste gute Mensch gut geworden ist? das hat er unbeantwortet gelassen. Übrigens verwirft Thomasius mit Recht die alte Eintheilung des Guten, (bonum) in das ehrbare (honestum), nützliche (utile), und angenehme (jucundum); und behauptet, daß es nur Ein Gut gebe, welches, von einer andern Seite angesehen, einen andern Namen erhalte. In Rücksicht seines Ursprungs (von Gott) heißt es, wie er sagt, honestum; in Rücksicht seiner selbst, jucundum; und in Rücksicht der Wirkung, utile. Die praktische Philosophie oder die Sittenlehre ist ihm nichts anders, »als die Gelahrtheit, die dem Menschen weiset, wie er glücklich leben, wie er das höchste Gut erreichen soll.« Sie muß ihm also zunächst zeigen, worin dies bestehet. Es bestehet aber weder in dem Verstande und seinen Objecten — wovon nemlich die Vernunftlehre geredet —, noch in dem Willen, und was ihn angehet, sondern so wie der verderbte Verstand und Wille in ihrer Vereinigung die sinnliche Begierde ist, so ist auch das höchste Gut in der Vereinigung des unverderbten oder des geheil-

ten Verstandes beym Erkennen, und des unverderbten Willens beym Begehren zu suchen. *) Bey einer solchen Vereinigung entsteht im Gemüthe des Menschen Ruhe und

*) Ueber das beständige Verbundenseyn des Verstandes und Willens wollen wir eine Stelle abschreiben, die zugleich beweisen mag, wie richtig Thomasius im Einzelnen sieht, und wie gut er sich ausdrückt. Ueber die scheinbare Erfahrung, daß der Mensch oft das nicht will, was er als gut begreift und einsieht, sagt er: Wenn wir die Sache genau überlegen wollen, werden wir finden, daß nicht sowol der Wille dem Verstande, als Wille und Verstand zusammen dem vorhergehenden Willen und Verstand zuwider sind. Ein seinen Begierden unterworfener Mensch hat ja etliche ruhige Augenblicke, darinnen er das wahrhaftige Gute erkennen mag, und in denselben Augenblicken ist auch der Wille bereit darnach zu streben. Dieweil aber die Begierden alsbald wieder die Oberhand erhalten, so währet der vorige Wille nur einen Augenblick, aber es verändert sich auch mit dem Willen sofort der Verstand, daß der Mensch zur Zeit, da er nach dem Antriebe seiner Begierden sein Thun und Lassen einrichtet, auch

Belustigung, und diese ist das höchste Gut. Sie wird also beschrieben, daß sie darin bestehe, daß der Mensch weder Schmerzen noch Freude über etwas empfinde, und in diesem Zustande sich mit andern Menschen, die eine solche Gemüthsruhe besitzen, zu vereinigen trachte. Dieses letzte Verlangen stört aber die Ruhe nicht, sondern ist gleichsam das Lebensprincip derselben, auf daß der Mensch nicht in diesem Zustand ersterbe; und es wird gestillet, dieses Verlangen durch die vernünftige Liebe, die nichts anders ist, als eine Vereinigung der Gemüther, die das höchste Gut besitzen. Wiederum ist von dieser vernünftigen Liebe die Gemüthsruhe eine nothwendige Folge; und also zwischen beyden eine Wechselwirkung, durch welche die eine nicht ist ohne die andre.

Dies wird in den beyden ersten Abschnitten des Buchs weitläuftig abgehandelt; der dritte redet von Gott; aber es ist klar, daß

nothwendig die Sache, wornach er strebet, vor das größte Gut halten, und die vorigen Gedanken ändern muß; welches ein jeder Mensch nur bey sich selbsten abnehmen kann.« — Daher verabscheuete er den Irrenden auch nicht, sondern er bedauerte ihn.

Thomasius diesen nicht etwa darum in seine Sittenlehre bringen muß, daß er — als wozu ihm die meisten Moralisten nöthig haben —, als Executor des Gesetzes auf die Ausübung desselben halte, sondern er kann nur kindlich zu ihm hinschauen als dem gütigen Geber der menschlichen Glückseligkeit. Wir wollen hier nicht unbemerkt lassen, denn es gereicht dem Thomasius zur Ehre, daß er das uralte: aus Nichts wird nichts, welches man so lange, als eine evidente Wahrheit allgemein anerkannt hatte, und welches vielleicht noch von Vielen ohne Bedenken als wahr angenommen wird, aus richtigen Gründen, bey Erwähnung der Schöpfung bestreitet. Er fühlt es ganz bestimmt, daß man den Satz, wenn er wahr seyn soll, grade umdrehen und sagen müsse: Alles wird aus Nichts, was da wird; und daß man die beyden Sätze, daß Nichts Etwas sey, und daß aus Nichts Etwas werde, verwechsele. Jener sey falsch, dieser wahr: denn was da werde, müsse ja wohl aus Nichts werden, in so fern es werde. — Für den Zustand seines Zeitalters aber ist die Ängstlichkeit merkwürdig, mit welcher er die Behauptung wagt, daß die natürliche Erkenntniß von

keinem andern Gottesdienst etwas wisse, als von der aus kindlichem Vertrauen und Ehrfurcht herrührenden Begierde, sein Leben nach Gottes Willen anzustellen. Er erklärt diesen Satz, »damit unbedachtsame sich nicht daran ärgern, und die in den Vorurtheilen der alten Lehre Ersoffene nicht Gelegenheit nehmen, ihn boshafter Weise zu lästern,« wohlbedächtig dahin, daß er nur leugnen solle, man könne ohne Offenbarung erweisen, daß Gott einen äußerlichen Dienst von den Menschen verlange; dennoch mußte er darüber mit Placcius einen Streit bestehen! — Und wie sehr die Schicksale seines Lebens auf seine Vorstellungen gewirkt hatten, und wie kühn ihn der Gedanke an sie machte, das ist aus dem Schlusse dieses Kapitels zu erkennen, wo er den Aberglauben für schlechter erklärt, als den Atheismus. Er endigt also: »Fast die ganze Welt steckt in dem Aberglauben bis über die Ohren, und deßwegen läßt man sich so eifrig angelegen seyn, daß arme Volk auf den äußerlichen Gottesdienst zu treiben, und selbsten zu verfechten, den innerlichen aber als eine Phantasterey auszuschreyen, weil jener gar wohl mit dem Aberglauben bestehen kann, ja öfters nichts als

Aberglauben ist. Wiewol es nun wenig Atheisten giebt, so schreyen doch die Abergläubischen gewaltig wider dieselben, hauptsächlich darum, daß sie die vernünftigen Leute, die ihnen zuwider sind, als Atheisten auszurufen Gelegenheit kriegen. Und gewiß, wenn man sich in den Historien ein wenig umsieht, so ist dieses ein uralter Streich, daß man rechtschaffene Philosophen, und fast alle, für Atheisten ausgeschrieen. Dannenhero pflegen vernünftige Menschen diese Anmerkung zu machen, daß gemeiniglich derjenige, der von einer dergleichen unvernünftigen Bestie auch zu unserer Zeit für einen Atheisten ausgerufen wird, ein rechtschaffener und tugendhafter Mann zu seyn pflege.«

Der folgende Abschnitt soll nun die Mittel untersuchen, wie zu dieser vernünftigen Liebe, oder zu der Gemüthsruhe, zu gelangen sey, und er ist besonders allen Ehestands-Candidaten, und allen die im Begriff sind, sich eine Liebe zu erkiesen, sehr zu empfehlen. Denn er geht alle Arten von Liebe durch, von welchen man nur gehört hat, und weiset, indem er die Abwege vermeiden lehrt, auf die sicherste Straße zum Ziel. — Durch seine vernünftige Liebe, meynt Thomasius, sey viel mehr gewon-

nen, als wenn er das dunkele Wort Tugend gebraucht hätte. »Man muß Meister seyn, sagt er, in der Liebe; und die Liebe ist nicht müßig, sondern sie hat allezeit etwas zu thun. Zu geschweigen, daß bey Beschreibung der Tugend das dabey erforderte Mittelmaaß theils sehr dunkel, theils vielem Zank unterworfen ist. Aber die Liebe ist das rechte Maaß aller Tugenden, und ohne dieselbe ist die Tugend todt. Ja, wo Liebe ist, bekümmere ich mich um keine Mittelmaaß. In der Liebe kommen alle Tugenden weit besser zusammen, als nach der gemeinen Rede in der Gerechtigkeit. Allzugerecht — (d. h. dem Thomasius, wenn man alle die Forderungen an andern in jedem Falle macht, zu welchen man ein Recht hat: die Grenze der Moral ist auch nicht immer beobachtet von dieser Seite *)) — ist schon unver-

*) »die Gerechtigkeit, heißt es an einer andern Stelle, ist dasjenige Theil der Liebe, das dem Menschen das Vermögen giebet, den andern zu dem, was er ihm willig leisten sollte, zu zwingen; derowegen kann wol Liebe ohne Gerechtigkeit, nicht aber Gerechtigkeit ohne Liebe seyn. Ja es verliehrt die Gerechtigkeit den

nünftig; aber man kann des Guten so wenig, als der vernünftigen Liebe zu viel thun.«

Aber weil man doch nicht ganz mit seinem Weibe und mit seinen Freunden allein leben kann, so wird in den folgenden Abschnitten die vernünftige Liebe eingetheilt in die Allgemeine und die besondere. Jene, sich auf die Gleichheit aller Menschen gründend, ist mehr negativ, mehr ein Mangel des Hasses, als eine wirkliche Liebe, und schließt fünf Tugenden in sich, die Leutseligkeit, Wahrhaftigkeit, Bescheidenheit, Verträglichkeit und die Geduld. Diese aber ist die Vereinigung zwoer Tugendliebenden Seelen — (daß Thomasius hier das Wort Tugend gebraucht, was er so dunkel findet, ist sonderbar genug) —, die eine wechselseitige Hochachtung zum Grunde hat, aus welcher sorgfältige Gefälligkeit erwächset, die wiederum eine vertrauliche Gutthätigkeit hervorbringt, aus der sich endlich eine völlige Gemeinschaft alles Vermögens und alles vernünftigen Thuns und Lassen erzeugt. Darauf sucht Thomasius zu beweisen, daß die Selbstliebe

Namen der Liebe, wenn man den Zwang wirklich braucht.“

nur in der Liebe anderer wurzele, und diese zur Richtschnur habe, daß der Mensch nur um der vernünftigen Liebe Willen sein Leben durch Mäßigkeit, Reinlichkeit und Tapferkeit zu erhalten, und endlich, daß er die vernünftige Liebe in allen geselligen Verhältnissen des Lebens zum Grunde legen solle.

Aus diesem Abschnitt wollen wir zum Beschluß noch zwey Stellen abschreiben, weil Thomasius darin ein Paar Fragen beantwortet, die auch noch die Casuistik unserer Zeit beschäftigt haben. Sie werden zum Beweise dienen, daß fast alle Morálen, wenn sie nur konsequent seyn wollen, bey ganz verschiedenen Principien einen bestimmten Fall so ziemlich auf gleiche Weise entscheiden. »Wenn jemand behaupten wollte, sagt er, ich dürfte meines Lebens Erhaltung nicht meines Freundes Leben nachsetzen, weil mein Freund ja mehr in mir, als in sich selbst lebe, woraus zu folgen scheine, daß ich mehr auf mich, als auf sein Leben zu erhalten sehen müsse: so ist hierauf zu antworten, daß die Regeln der Liebe auch gleichfalls von mir forderten, mehr in meinem Freunde, als in mir zu leben, und also sein Leben dem meinigen vorzuziehen, und daß, wenn ich

mit dieser Gegenliebe nicht versehen wäre, ich auch der Liebe meines Freundes nicht werth sey. Ja, sprichst du, auf solche Weise wird ja folgen, daß in der Liebe nicht ein Herz und eine Seele, sondern zween widersprechende Willen anzutreffen seyen, indem ein jeder vor dem andern sterben und des andern Tod verhindern will; solcher Gestalt wird Liebe nicht Liebe, oder doch die Uneinigkeit Liebe heißen. Aber, o angenehmer Streit! o vergnügsame Uneinigkeit! Dieses ist das Einzige Paradoxum in der Weltweisheit, dessen Wahrheit wohl von andern Menschen empfunden werden kann, daß es der Vernunft nicht zuwider sey, und von dem man doch in der Vernunft keine deutliche Ursache findet, dasselbe zu demonstriren.« Gegen einen Nichtfreund würde die Antwort indeß wahrscheinlich entscheidend gewesen seyn, man solle mehr sich selbst zu erhalten suchen, als ihn.

»Ob denn die vernünftige Liebe uns nicht auch verbinde, die von unsern Feinden für uns zu besorgende gewaltsame Gefahr und Schmach mit Geduld zu ertragen, und auch für dieselben unser Leben zu lassen, oder ob wir nicht vielmehr dieselbe mit Gegengewalt und auch

wohl mit Ertödtung unsers Gegners, der Liebe unbeschadet, abtreiben können?« — Nach Anführung mehrerer Entscheidungsgründe ist die Antwort: »Eine wirklich uns bedrohende, instehende Gewalt brauchen wir nicht geduldig auszuhalten, sondern dürfen sie mit Gegengewalt und selbst mit Ertödtung unsers Gegners zuzurücktrieben. Ich rede aber von instehender Gewalt; wegen der bloßen Bedrohung brauchen wir dieses gewaltsame Mittel nicht.« *)

Eine andre kleinere Schrift dieses Jahrs hatte größtentheils eine polemische Tendenz. Die Veranlassung dazu war folgende. Thomasius hatte seinem Landesherrn zum Neujahrsgeschenk eine neue Erfindung angeboten, mit der er sich viel beschäftigt zu haben scheint, und auf die er, weil er sie kühn seine Wissenschaft nennt, nicht wenig stolz war. Er hatte sie ihm angeboten als »eine neue Erfindung

*) Die Ausübung der Tugendlehre kam vier Jahre später: und dann werden wir davon reden. Von der Einleitung ist auch eine lateinische Uebersetzung; die ich habe, ist vom Jahre 1706, und in einem schlechten Latein geschrieben. Der Titel ist: Introductio in philosophiam moralem.

einer wohlgegründeten und für das gemeine Wesen höchst nöthigen Wissenschaft, das Verborgene des Herzens anderer Menschen auch wider ihren Willen aus der täglichen Conversation zu erkennen.« In diesem Schreiben an den Churfürsten hatte Thomasius die Wissenschaft selbst nicht verrathen, sondern nur das, was der Titel verkündigt, zu beweisen gesucht: die Wohlgegründetheit derselben, durch die Erfahrung, die er selbst damit gemacht, und die Andre durch einen natürlichen Scharfblick gemacht hatten, ohne daß sie die Regeln der Kunst, in deren Auffindung er eben sein Verdienst setzt, gekannt hätten; die Nützlichkeit und Nothwendigkeit derselben besonders für einen Fürsten, bedurfte bey einem Fürsten des Beweises nicht. Er rechnete sie zu den edelsten Wissenschaften; aber er war doch bescheiden genug, noch Eine auszunehmen, die er für edler gelten ließ, nemlich die wahre und innerliche Erkenntniß Gottes. Auch nimmt er eine Klasse von Menschen aus, die durch seine Wissenschaft, wenigstens für ihn selbst, unerkennbar sey, diejenigen, die in einem hohen Grade wahre Christen sind, »weil dazu eine übernatürliche göttliche Wissenschaft erfordert werde,

n welcher er sich billig noch einer der geringsten Schüler zu seyn erkannte.« Um über seine neue Wissenschaft alle zudringlichen Ansinnungen von sich entfernt zu halten, hatte er drey Probleme aufgestellt, durch deren Lösung man beweisen sollte, daß man verdiene, seine eignen Fragen und Probleme vom Thomasius erörtert zu erhalten. Zugleich hatte er in diesem Schreiben untersucht, woher es doch komme, daß die Wissenschaften in Frankreich, England und Holland empor gekommen, bey den Deutschen hingegen so langsam fortgeschritten seyen? Und der edle Mann war, bey seiner Liebe zu den Wissenschaften um der Wissenschaften willen, die sich lebendig und kräftig genug fühlte, die widrigen Verhältnisse der Welt, wenn nicht zu besiegen, doch zu überdauern, — er war nicht mit der gewöhnlichen Antwort zufrieden gewesen, daß die Ursache in dem Mangel an Freygebigkeit der Großen, und in dem langsamern Geiste der Deutschen liege: »denn die Weisheit ist nicht interessirt, sondern sie ist an sich so schön, daß sie viel höher zu schätzen ist, als alle fürstliche und königliche Municifenz,« und »der Teutsche hat vielleicht mehrmals der Schwere seines Geistes leichte Flügel gemacht,

als der Franzose seine Flatterhaftigkeit durch die gehörige Gedult fixirt hat:« — sondern Thomasius hatte die Ursache gefunden in dem Mangel der göttlichen Freyheit. »Sie ist es, sagt er, die Allem Geiste das rechte Leben giebt, und ohne welche der menschliche Verstand gleichsam todt und entseelt zu seyn scheint. Der Verstand erkennet keinen Oberherrn als Gott, und daher ist ihm das Joch, das man ihm aufbürdet, wenn man ihm eine menschliche Autorität als eine Richtschnur vorschreibet, unerträglich, oder aber, er wird zu Allen guten Wissenschaften ungeschickt, wenn er unter diesem Joch erliegen muß, oder sich demselben durch Antrieb eiteler Ehre und Geldgierde, oder einer eitelen Furcht freywillig unterwirft. — Die Freyheit ist es allein, was den Holländern und Engländern, ja denen Franzosen selbst (vor der Verfolgung der Reformirten) so viel gelehrte Leute gegeben, dahingegen der Mangel dieser Freyheit die Scharfsinnigkeit der Italiener und den hohen Geist der Spanier so sehr unterdrückt.« — Daher erwartet Thomasius viel für Deutschland von der Freyheit, welche das Brandenburgische Haus seinen Unterthanen verhieß und gewährte.

Gegen diese Meynung hatte der Magister Tentzel, der Herausgeber der Curieusen monatlichen Gespräche, disputirt, und besonders über die neue Erfindung des Thomasius etwas naseweis-bedenklich geredet. Er hatte die drey Probleme des Thomasius zu beantworten versucht, und, obwol es ihm schlecht gelungen, dafür dem Thomasius drey andre vorgelegt, die nicht nur seinen Zweifel an die Kunst verrathen, sondern auch dem Thomasius, etwas spitz, zu verstehen geben, daß Er zum wenigsten der Mann nicht sey, eine solche Kunst zu erfinden. Thomasius hatte gegen Tentzeln bey frühern Angriffen eine Gedult bewiesen, die man nicht an ihm gewohnt ist: aber dies hieß ihn an seiner schwachen Seite fassen; denn er war noch gar zu sehr von dem Werthe seiner Erfindung überzeugt, als daß er, auch gegründeten, Einwürfen hätte Gehör geben sollen. Daher schrieb er: »weitre Erläuterung durch unterschiedene Exempel des unlängst gethanen Vorschlags wegen der neuen Wissenschaft, Anderer Menschen Gemüther erkennen zu lernen: auf Herrn Tentzels Zunöthigungen publicirt« Aber der kleinste Theil des Werks beschäftigte sich mit jener

Wissenschaft. Tenzel nemlich hatte, wie er den Beyfall bemerkte, den das Thomasische Journal erhielt, angefangen, eine ähnliche Zeitschrift schon 1689 herauszugeben, worin er auf dieselbe Weise, wie Thomasius in der seinigen, verfuhr, nnd diesem sogar in der Form und dem Tone nachahmte. Er hatte sogleich angefangen, durch Anspielungen den Thomasius zu necken; dieser aber beschloß — was jeder kluge Journalist gegen einen jüngern Nebenbuhler beschließen sollte —, zu thun, als ob er gar nicht wüßte, daß ein Tentzel in der Welt wäre: denn er sah es ein, daß er das Journal des Letztern selbst heben würde, wenn er sich mit ihm in Streitereyen einließe. Darauf fing Tentzel an, ihn zu nennen; eine Schrift, die Thomasius für ein Pasquill gegen sich hielt, verdeutscht aufzunehmen; mit der Miene, ihn vertheidigen zu wollen, seine Äußerungen nicht ohne Bitterkeit zu bestreiten, und seine Angriffe immer ärger und ärger zu treiben. Es ist nicht zu leugnen, Tentzel bewies oft eine Gelehrsamkeit, welche vielleicht die des Thomasius übertreffen möchte; auch waren manche Bemerkungen gegen diesen nicht ohne Grund: aber man muß doch, ohne

ohne Vorliebe für den Thomasius, gestehen, daß dieser gewöhnlich gegen ihn im Vortheil war. Tenzels Gründe waren oft sophistisch, um nicht, mit Thomasius, hämisch zu sagen; seine Tendenz war niedriger, als die des Letztern, sein Witz war nicht selten gemein und gesucht, die Derbheit desselben beym Thomasius artete bey ihm oft in Plattheit und Unflätigkeit aus. Da Thomasius aber nicht zur Antwort zu bewegen war, so hatte er, müde länger in die Luft zu schlagen, das ganze 1690ste Jahr nichts wider ihn gesagt. Aber da Thomasius in der Dedication seiner Monate an seine ärgsten Feinde, den Tenzel unter die Deos minorum gentium gezählt hatte — (freylich im Vergleich mit seinen ärgsten Feinden: Tenzel aber meynte die Vergleichung läge zwischen dem Thomasius und ihm) — so freuete er sich, an dieser neuen Schrift sein Müthgen zu kühlen; und sie selbst mochte ihm Hoffnung geben, den Thomasius zur Antwort zu bringen. Diese Hoffnung ward auch schnell erfüllt. Thomasius beschuldigt ihn, er sey gedungen von seinen Leipziger Feinden wider ihn zu schreiben und ihn zu schmähen, und aus diesem Princip erklärt er alle seine Angriffe,

die er ihm nach der Reihe vorhält; alsdenn zeigt er ihm »seine vielfache Schnitzer,« vertheidigt ferner seine eigene Meynung über den Mangel der Gelehrten in Deutschland, und weiset endlich den Magister in Rücksicht seiner neuen Wissenschaft zurück.

Was nun diese Wissenschaft selbst betrifft, so erhellt aus dem, was er hier sagt, aus den Versuchen seiner Zuhörer, die er in der Geschichte der Weisheit und Thorheit anführt, und aus der Ausübung der Sittenlehre folgendes: Er nimmt an, daß alle Menschen aus den vier bekannten Affecten zusammengesetzt, und daß einer von diesen der herrschende seyn müsse. Dann, ist er der Meynung, daß der Mensch ein durchsichtiges Wesen sey, das durch seine Handlungen und seine Worte sein Innres verrathe, und daß die Verstellung, die ohnehin nur eine kurze Zeit dauern könne, von einem scharfsehenden Auge leicht durchschauet werde. Endlich muß man mit der Selberkenntniß im Reinen seyn, und die Vermischung der Affecten an sich selbst erkannt haben. Für den herrschenden Affect setzt er 60 Grad, und für den geringsten 5; die beyden andern liegen in der Mitte. Ist der

Geldgeiz der größte: so ist die vernünftige Liebe der kleinste, und umgekehrt.

Thomasius dedicirte diese Schrift dem Doctor Meyer *) in Hamburg. Dieser hatte im Namen des ächtlutherischen Ministeriums daselbst eine Schrift gegen den frommen Spener herausgegeben; ein Ungenannter hatte ihm darauf geantwortet; und Meyer, der darin nicht aufs Glimpflichste behandelt wurde, schrieb dagegen eine neue Schrift, in welcher er heftig auf den Verfasser der vorigen schimpfte, und nicht undeutlich zu verstehen gab, er halte dafür, daß Thomasius es sey. Thomasius antwortete nicht darauf, weil Meyer sich nicht genannt hatte, **) als aber dieser in sei-

*) Der Mann war Schwedischer Kirchenrath, Professor der Theologie zu Kiel, Prediger an der Jacobskirche in Hamburg, und hieß Johann Friedrich.

**) Er hatte sich Nicolaus de Pio Zelo genannt. Thomasius sagt, er habe Meyern gar nicht für den Verfasser der Schrift halten mögen, unter andern auch deßwegen, weil er gar kein tertium comparationis habe finden können, warum er sich jenen Namen gegeben. Nicolaus ließe sich freylich erklären, das hieße vi-

nem »Mißbrauch der Freyheit der Gläubigen zum Deckel der Bosheit,« worin er, wie Thomasius sagt, nicht nur »den wahrhaftig frommen und in seiner Lehre und Leben untadelhaften Herrn D. Spener vor den Augen der ganzen Welt grob geschmähet und gelästert,« sondern auch seine Schmähungen gegen Thomasius wiederholte, und ihn einen Calumnianten, Pasquillanten und Ehrendieb nannte, so glaubte Thomasius ihm eine Antwort schuldig zu seyn. Zwar hatte er den Namen Thomasius nicht hingeschrieben: aber er hatte den Mann, durch die Anführung des Verbrennens seiner Schriften, so deutlich bezeichnet, daß ein hoher Grad von Unverschämtheit dazu gehörte, um nachher darauf zu trotzen, daß er ihn ja nicht genannt habe.

Thomasius erklärt in dieser Dedication,

ctor et subactor populi; aber das de Pio zelo? — Viel eher würde er ein Gleichniß gefunden haben, wenn er sich auch den Namen des bekannten Juristen Nicolai de Passeribus gegeben hätte, „indem doch zum wenigsten Ew. Hochwürden viel besser als viel Sperlinge im Plurali, wegen ihrer sonderbaren Leibes- und Gemüthsgaben zu achten sind.“

daß er jene erste Schrift gegen Meyer nicht verfaßt, so wie er überhaupt keine Schrift geschrieben habe, zu welcher er sich nicht entweder gleich genannt, oder doch nachher bekannt hätte. Dann hält er ihm sein unredliches, unchristliches und untheologisches Betragen vor, daß er auf einen bloßen Verdacht, zu welchem er gar keinen Grund gehabt, ihn so schmählich beschimpft hätte. Dabey macht er einige Anspielungen auf Meyers Leben und Charakter, die der Prediger wohl gern in Vergessenheit begraben hätte: aber obgleich dieses kein Lob verdient, so verdient Thomasius doch dafür entschuldigt zu werden. In einem unreligiosen Zeitalter, wie das unsrige, in welchem die literarischen Werke nur Produkte des Geistes und der Kunst sind, ist es eines redlichen Mannes unwürdig, in gelehrte Streitereyen Persönlichkeiten einzumischen; aber wo über Glauben und Religiosität die Rede ist; wo die moralische Existenz angegriffen wird, wie ist da ein verketzernder Ankläger, und ein muthwilliger Verläumder anders zu entlarven, als wenn man der Welt seine Person und Leben zeigt? — Darauf verfaßte D. Meyer »ein freundliches Schreiben« an den

Thomasius, unter dem Titel: »der sich selbst verurtheilende Christian Thomasius, daß er ein Calumniante und Ehrendieb sey.« Denn er hatte die schöne Invention, wie Thomasius sagt, der Welt weiß zu machen, der letzte habe sich selbst dadurch für einen Ehrendieb erklärt, weil er die Stelle in seiner frühern Schrift auf sich bezogen, worin er doch von ihm nicht genannt worden: aber damit konnte sich nur Meyer täuschen. Thomasius hat, wie wir erzählt haben, viele und grobe Schmähungen erfahren: er hat darauf oft lachend, manchmal bitter, aber stets mit einer gewissen heitern Ruhe, die dem Gefühle gerechter Sache eigen ist, geantwortet: aber so scheint ihn nichts bis in sein tiefstes Leben empört zu haben, als dieses freundliche Schreiben des D. Meyer. Er nennt es »ein abscheuliches Ding, das des elenden Mannes Verfall in die Viehischheit bezeugt.« Und wahrlich, wenn man Meyer (und seines Gleichen) auftreten und sich eines fröhlichen Trostes rühmen hört, weil er »um seines Heilands Ehre Schmach leidet;« wenn er sich mit dem sanften Geiste Jesu brüstet, während er die Ehre des Andern zu schänden sucht; wenn er mit

seinem inbrünstigen Gebet für den Thomasius groß thut, von sich sagt, daß er seine Hände aufhebe ihn zu segnen, daß er ein erleuchteter Christ und ein Mann sey, geschickt heilige Dienste zu leisten in dem Augenblick, wo er die Welt des Schändlichsten von dem Thomasius überreden möchte: dann wird man diesem den heftigen Zorn gegen den feigen Gleißner gern verzeihen, und nicht umhin können, sich mit der Aufgeklärtheit unserer Zeit, wenn gleich nur komparative, zu versöhnen. Thomasius ließ Meyers Schreiben mit nöthigen Anmerkungen wieder abdrucken, und »legte so die ganze Sache zur Entscheidung den Hohen und Niedern vor, die noch schwarz und weiß zu unterscheiden wissen.«

Am Ende dieses Jahrs gab Thomasius einen Beweis von einem neuen Talent, von dem der Beredtsamkeit, worin er, wenn er Gelegenheit gehabt hätte, es auszubilden, großen Ruhm, wie es uns scheint, hätte erlangen mögen. Er hielt nemlich eine Trauerrede auf den Tod des Geheimen Raths und Canzlers von Seckendorf, welche der neuen Universität wegen nach Halle gekommen war. Es waren unterdeß mehrere Professoren nach diesem Orte

berufen, und Thomasius selbst war zum zweyten ordentlichen Lehrer der Rechtsgelahrtheit ernannt, indem sein alter Lehrer, Samuel Stryck, der seitdem Frankfurt um Wittenberg vertauscht hatte, die erste Professur erhielt. Zu den Professoren hatte man, wohl nicht ohne den Einflnß des Thomasius, größtentheils Männer gewählt, die dem Pietismus zugethan waren, und sogar einige, denen er sein Entstehen verdankte; auch war der ehrwürdige Spener im vorigen Jahre von Dresden, wo er Oberhofprediger gewesen, nach Berlin als Probst und Prediger gegangen. Dadurch geschah es, daß Halle der Mittelpunkt des Pietismus wurde, und daß noch lange nachher von jedem Theologen daselbst der Name Pietist als unabtrennbares Prädicat ausgesagt wurde. Aber anfänglich hatte der neue Geist in Halle keine freye Stätte gefunden, und so wie Thomasius wegen seiner ersten Schrift sogleich auf die Kanzel gebracht war, so hatte sich der Haß der Prediger, der von Leipzig und Wittenberg aus unterhalten wurde, fortdauernd sehr lebendig gezeigt gegen »die neuen Heiligen.« Dadurch, und weil auch die Professoren unter einander nicht vollkommen einig seyn mochten,

wurde die neue Anstalt, ehe sie recht gegründet war, in eine heillose Uneinigkeit gerissen; aber, da Thomasius, wiewohl er an Allem, was geschah, nähern oder entferntern Antheil hatte, diesen Antheil der Welt nicht immer durch Schriften gezeigt hat, so können wir uns auf die Geschichte dieser Verhältnisse, die eine Geschichte der Universität werden würde, nicht einlassen. Nur das wollen wir bemerken, daß Seckendorf guten Theils darum nach Halle gesandt war, um die Gemüther zu besänftigen, und Ruhe und Frieden wieder herzustellen. Auf welche Weise dies geschehen sey, das wird der leicht begreifen, der seinen Christen-Staat kennt, auch mag man es daraus schließen, daß Thomasius in der Trauerrede bey seinem Grabe seine Verdienste um die junge Universität so unendlich erhebt. *) Aber der Ton, mit

*) Thomasius erhebt irgendwo Lohenstein und Hoffmannswaldau so sehr, daß er meynt, „sie könnten wol sechs Virgilen den Kopf bieten." Vielleicht war diese Äußerung nur Nachsicht gegen den Zeitgeschmack; aber, daß er, wenn er Gelegenheit dazu gehabt hätte, selbst in ihre Sprache hätte verfallen können, das beweiset diese Rede. Eine Periode mag es bezeu-

welchem er in dieser Rede über sich selbst spricht, kontrastirt ein wenig sonderbar mit dem, in welchem er das folgende 1693ste Jahr, die Studenten anredet, und ihnen »ihren elenden Zustand« — das Versunkenseyn in die Bestialität — vorhält in einem Programm, das ihnen sein Vorhaben eröffnet, »wie er künftig seine Lehrart einzurichten, auch über die Kirchen-Historie, die Morale, die historiam Juris Romano-Germanici, die Institutiones Justiniani und den Proceß publice zu lesen gesonnen sey.« Vergleicht man aber die Sprache dieses Programms mit denen, welche er in Leipzig anzuschlagen pflegte: so möchte es auf den ersten Blick scheinen, daß er jetzt gedacht habe, wie viele, weil er die Studenten nicht brauche, so habe er das Recht, sie nach seiner Laune eben nicht fein zu behandeln; und man würde irre werden an dem Character des Thomasius,

gen. »Die guten Theils allhier formirte neue Universität würde diesen herben Fall mit blutigen Zähren beweinen, wenn nicht durch Verliehrung dieses ihres edelsten Haupts sie zugleich ihrer Augen beraubet, und von Gott gleichsam wiederum zu einem zerstümmelten Körper aus gerechtem Zorn gemacht worden.«

wenn man sich nicht erinnerte, daß seine neue religiose Überzeugung sein Verhältniß zu ihnen verändert, und, von jener Überzeugung aus, veredelt hätte. Schon die veränderte Anrede sollte das beweisen: in Leipzig nannte er die Studenten »meine Herren,« und redete mit ihnen in der dritten Person; jetzt redet er sie an, »meine werthesten Brüder und Freunde,« und spricht, wie es richtig ist, in der zweyten. *) Das Programm aber erregte, wie

*) Ich kann nicht unterlassen, den Schluß des Programms abzuschreiben, theils weil es uns den Thomasius als Lehrer noch mehr kennen lehrt, theils auch aus andern Ursachen, die sich von selbst ergeben. — „Dieweil es leicht geschehen kann, daß der eine oder der andre über meine Lectionen ein Dubium bekommt, daß ich nicht zuvor sehen kann, und es also nöthig ist, wenn er dasselbe bey Zeiten communicirt; hiernächst auch ein gut Vernehmen zwischen den Lehrern und Zuhörern gestiftet wird, wenn jene diesen freyen Zutritt verstatten, diese aber sich dessen mit Bescheidenheit und in gutem Vertrauen bedienen: als gebe ich hiermit einem jeden unter Euch freyen Acceß zu mir, und setze hierzu täglich die Nachmittagsstunden von Eins bis drey Uhr aus. Ich

man aus einem der folgenden sieht, doch den Unwillen der Studenten, »weil es ihnen die Wahrheit unverblümt gesagt.« Thomasius aber »hielt das allgemeine Gemurmel für ein gutes Omen und für die erste Wirkung der Arzeney, die nothwendig Reißen im Leibe verursachen mußte, wenn sie wirken sollte.« Und darin betrog er sich nicht; denn die Anzahl seiner Zuhörer war dennoch sehr groß, und selbst in den Vorlesungen über seine göttliche Rechtsgelahrtheit, hatte er mehrere als jemals zu Leipzig. *)

versprече Euch geneigt Gehör und freundliche Antwort und biete Euch den Gebrauch meiner Bücher an. Jedoch mache ich drey kleine Erinnerungen, gegen welche nicht Wenige von Euch anzustoßen gepflogen. 1) Macht keine unnöthigen Complimente und verspart die wunderlichen Titel, bis ihr zu Leuten kommt, die solche gern hören. 2) Bringet Euer Begehren kurz und deutlich für. 3) Wenn Euch geantwortet worden, und ihr nichts weiter zu fragen habt, so nehmet bald euren Abschied wieder, es wäre denn, daß ich euch selbst nöthigte zu bleiben.“

*) Das Programm, worin er dies erzählt, ist vom Jahre 1694, und ist das erste, in welchem

In diesem Jahre ließ Thomasius Quartalweise zwey Schriften drucken, eine in deutscher und die andere in lateinischer Sprache, die einerley Titel und einerley Tendenz, aber nicht einerley Inhalt hatten; nemlich »die Geschichte der Weisheit und Thorheit« und »Historia sapientiae et stultitiae.« Nach dem vielversprechenden Titel dieses Buchs glaubt man sich zuerst sehr getäuscht, wenn man statt einer Geschichte der Weisheit und Thorheit — man mag sich unter beyden gedacht haben, was man will — eine Anzahl kleiner Abhandlungen von verschiedenen Verfassern *) findet, die durchaus nicht mit einander zusammen zu hängen schei-

Halle die Churbrandenburgische Friedrichs-Universität genannt wird.

*) Mehrere sind von dem Vater des Thomasius, die dieser unter seinen Papieren gefunden. Nur wenige sind vom Thomasius selbst. Die Bemerkungen über das Leben und die Lehre des Cartesius, sind von Leibnitz; ein Beweis, daß zwischen diesem und dem Thomasius eine freundschaftliche Verbindung statt fand. Leibnitz erwähnt des Thomasius oft rühmlichst in seinen Briefen, und läßt seinem Scharfsinn alle Gerechtigkeit wiederfahren, obgleich er auf seine Philosophie nicht viel zu halten scheint.

nen, und bald über die Reformation der Universitäten Luthers Meynungen erzählen, bald das Leben eines Ketzers oder eines Enthusiasten oder eines Philosophen, wie des David Georgen, des Elias Stiefel, des Abälard, beschreiben, bald von einem Schlafredner berichten, bald die Bruder- und Schwesterliebe in den ersten christlichen Kirchen rühmen, bald die Erfindung eines künstlichen Auges verkünden u. s. w.: aber man darf nur einige dieser Abhandlungen lesen, so entdeckt man den Zweck des Thomasius, den er ohnehin ziemlich deutlich ausgesprochen hat. Nemlich ihm war das einfache, lautere Christenthum, nach Pietistischer Ansicht, die vollendete Weisheit; die Kenntniß davon setzt er bey seinen Lesern voraus wie die Anerkennung seines Grundsatzes, und stellt dann eine Reihe Abhandlungen hinter einander, die sich darin allein aber völlig gleichen, daß durch sie in einzelnen Beyspielen diese christliche Weisheit gezeigt und gelehrt wird, oft an der Thorheit der Welt. Darum war es wol zunächst, warum Thomasius die drey ersten Jahrhunderte des Christenthums und die früheste Zeit nach der Reformation als die Perioden ansah, die seinem Zweck die passendsten

Beyspiele liefern könnten; und darum war es wiederum, daß er selbst das Alterthum nicht ausschloß, weil er die Philosophie als die »Manuduction« zum Christenthum betrachtete. Die Geschichte der Weisheit und Thorheit war ihm die Kirchen- und die philosophische Geschichte; und da er keine vollständige Historie der Entstehung, und der Verbreitung, des Christenthums — wozu die Verfälschung und Verderbung desselben mitgehörte, — liefern konnte, so wollte er wenigstens durch Erzählung einzelner Thatsachen darthun, daß die Weisheit in ihrer göttlichsten Schönheit sich da offenbare, wo man sich mit Einfalt des Herzens und mit heiliger Andacht den Einwirkungen des Christenthums hingiebt, und daß sie von da am weitesten verschwinde, wo man dieses durch die Spitzfindigkeiten des Denkens und besonders durch die Scholastische Philosophie empor zu bringen meynt; und dadurch wollte er der wahren Kirche Christi aufhelfen. Also heißt es in dem Programm, welches dieses Buch ankündigte: »Wer das Leben und die Lehre Christi, seiner Apostel und der ersten Christen, nach dem Leben und der Lehre des Volks, unter welchem er geboren, richten will;

wer unter dem Schein, ob wollte man des Vaters Noah Schaam mit dem Mantel Sems und Japhets zu decken, seine eigne Blöße zu verhüllen, und durch Sophistereyen Pflaster auf die bösen Schäden seines Volks zu schmieren bemühet ist; wer den Anti-Christ erst in 6. oder 7. Seculo sucht und nicht erkennet, wie er allbereit zu den Zeiten der Apostel sich eingeschlichen, mitten unter denen Verfolgungen nebst dem guten Weitzen als das Unkraut mit gewachsen, zu Zeiten Constantini sich auf den Thron gesetzet, und nicht nur diesen guten Kaiser, sondern allen seinen Nachfolgern, die sich von ihm bey der Nase herumführen lassen, den Namen des Großen beygelegt; wer glaubt, das Christenthum sey unter ihm und seinen Nachfolgern in einem recht guten Zustand gewesen; wer die Meynung hat, daß die ersten Reformatores des Pabstthums allem Übel auf einmal abgeholfen, daß die Kirche Christi bis zu unserer Zeit in einem guten Zustande geblieben, und es dannenhero keiner Reformation mehr bedürfe u. s. w.: dem wird das Studium der Kirchengeschichte nichts nützen. Wer aber das andre Pabstthum, das Luther prophezeiet, um sich siehet, und wer

die

die Geschichte Christi, seiner Apostel und der ersten Christen mit Einfalt lieset, und gleichsam seines Volks und seines Vaters Hauses vergißt, und die angeführten Vorurtheile bey Seite leget: bey dem wird die Wahrheit in kurzer Zeit mit Gewalt durchbrechen. Wiederumb, wer in der philosophischen Historie aus Liebe zur Wahrheit ohne vorgefaßte Liebe zu einer Secte aus allen das Gute zusammensucht, auch seinen hauptsächlichen Endzweck seyn läßt zu weisen, wie die Weltweisheit nach dem unverfälschten Licht der Natur eine Manuduction zum Christenthum seyn solle, für sich aber unvermögend sey, den Menschen vollkommen glückselig zu machen: der schärfet seinen Verstand in kurzer Zeit ganz merklich; der wird gewahr werden, daß alle heidnische Philosophie von der wahren Glückseligkeit zu denen Irrthümern und Scheintugenden abführe, daß keine Secte dem Christenthum, oder der Wahrheit (denn wo ist Wahrheit außer demselben?) mehr Schaden gethan, als die scholastisch-Aristotelische; daß die heydnische Philosophie der Ursprung aller Ketzereyen gewesen, daß dieselbe noch heut zu Tage eine von denen fürnehmsten Ursachen sey, warumb un-

ter denen Gelehrten mehr Irthümer und schädliche Laster im Schwange gehen, als unter den Ungelehrten.« — Nur Ein Jahr lang hat Thomasius diese beyden Schriften fortgesetzt: warum er sie aufgegeben hat, hat er, so viel ich gefunden, nirgend gesagt, obgleich er sich darüber entschuldigt. Ehe wir aber die Schrift verlassen, wollen wir wenigstens das Eine bemerken, wodurch er sich von Neuem den Haß der Theologen zuzog, wenn es auch gleich zu keinen neuen Schriften von seiner Seite Veranlassung gab. In Leipzig war um diese Zeit eine Disputation unter des D. Carpzovs Präsidio, wahrscheinlich von ihm selbst geschrieben, vertheidigt, welche die Dreyeinigkeit des Plato mit der Dreyeinigkeit der heiligen Schrift vergleichen sollte, um die schrecklichen Irrthümer, besonders, der Böhmisten über Gott auszurotten. *) Thomasius, dem diese Disputation nicht sehr erbaulich scheinen mochte, nahm in seine lateinische Quartalschrift einen Aufsatz auf, den er unter den Papieren seines seel.

*) De trinitate Platonica etc. cum trin. scr. sac. collata ad eruendos tum aliorum, tum recentinm Boehmistarum de Deo horrendos errores.

Vaters gefunden haben wollte, und der den Unterschied der Trinität der Perser und Platoniker von der christlichen darthun sollte. *) Er selbst setzte diesem Aufsatz einige Bemerkungen hinzu, in welchen er über die Carpzovsche Disputation eben nicht vortheilhaft sprach, und behauptete, daß Böhme mit seiner Lehre der heiligen Schrift viel näher gewesen, als Carpzov mit seinen metaphysischen Grillen. Denn der Hauptunterschied zwischen der Platonischen und christlichen Trinität, sagt er, sey, daß beym Platon die heilige Drey ein speculatives Mysterium, in der heiligen Schrift aber ein Mysterium der Liebe sey: dafür habe Böhme sie erkannt, aber Carpzov habe sie eben so elend (aeque misere) als die Platoniker durch Speculation ergründen wollen. — Diese Behauptung, und die Sprache, worin sie vorgebracht wurde, reizte die Theologen aufs Heftigste; sie schrieen wider den Thomasius auf den Kanzeln und sonst, und er empfand es von Neuem, daß es schwer ist, wider den Stachel zu lecken. *)

*) Persarum et Platonicorum Trinitas a Ss. Christianorum Triuitate distinctissima.

**) Unter dem Titel Democritus Abderita et Hip-

Warum aber Thomasius anjetzt diese Schmähungen ruhiger ertrug, wie ehemals, das erklärt sich leicht aus seiner veränderten Denkungsart; auch giebt er selbst deutlich davon die Ursache an in dem Aufsatz, den er 1694 *) drucken ließ, und den er dem Titel

pocrates Medicus Philosophi morales ad invidiam philosophorum pseudo-Christianorum hat Thomasius in diese Schrift die lateinische Uebersetzung der Briefe des Hippocrates aufgenommen, die er für ächt zu halten scheint; er hat sie mit Anmerkungen begleitet, die eine Menge kräftig gesagter Wahrheiten enthalten, die seinem Zeitalter höchst bitter schmecken mußten. Er vergleicht die Weisheit dieser Briefe, sowohl in ärztlicher, als philosophischer und bürgerlicher Rücksicht mit der seiner Zeit, und wirft manche Frage auf, deren Beantwortung diese nicht im Vortheil zeigt.

*) In dem vorigen Jahre hatte Thomasius noch eine Uebersetzung der Memorabilien des Socrates drucken lassen, aber da er nur die Uebersetzung des Franzosen Charpentier übersetzte, und dessen Fehler wenigstens nicht vermied und verminderte, so haben wir seine Arbeit nur in einer Note anführen wollen. Thomasius scheint hin und wieder Beweise zu geben, daß er den

gab: »seinem gnädigsten Churfürsten und Herrn Friedrich III. seine unterthänige Liebe zu bezeigen liefet D. Christian Thomas sich selbst eine nachdrückliche und scharfe Lection.« Der eigentliche Zweck dieser Lection, in welcher »die Vernunft der Unvernunft das Capitel las,« lag wol, wie wir glauben, tiefer, als es auf den ersten Blick scheint. Denn es war dem Thomasius, dünkt uns, nicht sowol um sich selbst zu thun, als um die junge Universität, die der edle Mann zu einer wahren Schule

Platon und den Aristoteles griechisch lesen konnte: darum muß man sich wundern, daß der Mann sich die reine Qaelle erst durch den Franzosen trüben ließ, ehe er daraus schöpfen mochte. — Auch kam noch 1693 heraus: Dodecas Quaestion. promiscuar. Historico-phil. — juridic. — kleine Dissertationen, darin, wie Stolle sich recht gut ausdrückt, allerhand curiöse Fragen auf eine paradoxe Art beantwortet werden. Die historischen sind die besten. Auf die philosophischen wird jeder unserer Leser die Antwort wissen, wenn wir anders seine jetzige Ansicht deutlich genug dargelegt haben, z. B. auf die: ob ein Schuster ein Philosoph seyn könne?

der Tugend, der Weisheit und der Gottseligkeit erheben wollte, weil er sie als sein Werk ansehen konnte, und weil er sich von ihrer Jugend vielleicht eine Folgsamkeit versprach, die es werth war, ihr ein großes Beyspiel zu geben. Nemlich das Programm, worin er, wie wir oben erzählten, den Studenten, und mittelbar auch den Lehrern, so derbe und bittere Wahrheiten sagte, war auf diesen Zweck gerichtet, aber es war wol nicht genau berechnet gewesen. Ohne Wirkung mochte es nicht geblieben seyn; aber es hatte auch manche Erbitterung veranlaßt, und dadurch vielleicht die Gemüther entfremdet, die es vereinigen wollte. Konnte Thomasius hoffen, durch irgend etwas die Gemüther für seinen Zweck leichter zu gewinnen, als wenn er an seinem eigenen Beyspiel öffentlich zeigte, auf welche Weise der Mensch sich selbst vergessen und reinigen müsse, ehe er würdig wird, die Weihe der Weisheit und Tugend zu empfangen? Er fand bald dazu eine passende Gelegenheit. Churfürst Friedrich III. war in Halle gewesen, um der feyerlichen Einweihung der neuen Universität, die seinen Namen erhielt, beyzuwohnen, und hatte in einer dreymaligen Anrede an die

Lehrer und Schüler dreymal die Worte wiederhohlt: Ich empfehle Euch für allen Dingen die Einigkeit; und diese Worte sind es, an welche Thomasius seine Rede anknüpft. *) Nachdem er, etwas weitläuftig, angeführt, was Friedrich gesagt und gethan, so erzählt er, was er dabey gedacht, und wie er von seiner Seite die Absicht des Churfürsten befördern möge. Seiner Sittenlehre gemäß kommt jedes Laster, also auch die Feindschaft und Uneinigkeit, aus den drey Affecten des Geldgeizes, der Ehrbegierde und der Wollust. Thomasius prüft sich diesem gemäß, und spricht sich von dem ersten gänzlich frey; aber er legt demungeachtet die Schändlichkeiten, die der Geldgeiz erzeugt, und besonders die verderblichen Folgen, welche er in den Verhältnissen einer Uni-

*) Etwas drollig ist es, daß, wenn man auf dem Titel gefunden hat, es sey dies eine Lection an sich selbst, man, wenn man das Blatt umschlägt, die Anrede findet: „Gnädige, Höchst-Hoch- und Vielgeehrte Herren, werthesten Freunde.“ Die Rede ist eigentlich an die Professoren und Studenten gerichtet, und Thomasius erzählt nur von sich; es ist eine Rede über sich, nicht an sich selbst.

versität bewirke, so weitläuftig und so ernstlich vor Augen, daß es offenbar ist, seine Absicht war größer und edler, als sie gewesen seyn würde, wenn er mit philosophischer Freymüthigkeit, die oft nichts anders ist, als unphilosophische Hoffart, der Welt seinen Character hätte bekannt machen wollen. — Der Ehrgeiz dagegen habe ihn, wie er gesteht, von Jugend auf ziemlich verführet, und wäre der Leitstern seines meisten Thuns und Lassens gewesen. Aber der Folgen wegen, die er wieder darlegt, ermuntert er sich, ihm zu widerstehen. »Trachte nicht darnach, sagt er unter andern, dir einen Anhang zu machen, oder über andre zu herrschen: nimm dich aber des gemeinen Besten und der Unschuldigen nach Vermögen an, und laß dir das Maul nicht stopfen von denen, die solches zu thun nicht befugt sind. Lehre die Wahrheit frey und ungescheut, und widerlege die Irrthümer zwar kräftiglich, aber bescheiden und ohne Bitterkeit. — Laß es seyn, daß man dir auf das schimpflichste nachredet; du bist schuldig, in diesem Stücke etwas zu übersehen, denn du hast mit deinen Stachelschriften in das Wespennest gestört, und wenn es um der Wahrheit Willen geschieht, hast du

dich zu trösten, daß es andern vor dir eben so gegangen. Laß es seyn, daß man dich für einen Atheisten und Enthusiasten ausruft; das hat man alten Philosophis und sogar Christen gethan. Laß dich deswegen nicht schüchtern machen, sondern lehre die Wahrheit, die Gott dir zu erkennen giebet. Der wird auch die Wahrheit fortzupflanzen wissen, wenn er gleich dich nicht zum Werkzeug braucht, und die Steine werden rufen, wenn die Menschen schweigen müßten.« — Was endlich die Wollust betrifft, so gesteht Thomasius, daß sie in einem hohen Grade unter seinen Gemüthsneigungen stehe: aber sie ist in seiner Sittenlehre grade der Affect, der von den fehlerhaften die meiste vernünftige Liebe zuläßt. Dieser Neigung aber habe, wie er sagt, der Ehrgeiz eine Maske vorgehalten, daß die Welt sie nicht habe erkennen können; in der That aber sey er »kein Feind des Weins, der Speise, des Frauenvolks, des Tanzes, der zur Wollust reizenden Musik, *) und der lieben Töchter der Wollust.

*) Daß die Musik als Musik, d. h. als reiner Zusammenklang von Tönen ohne Verbindung mit Worten zur Wollust reitze — daran zweifle ich. Die Lydischen Flöten schienen dem

der Faulheit und des Müßiggangs.« Der verderbliche Einfluß dieses Affects wird gezeigt, und die Rede mit einer Ermahnung an alle Lehrer und Schüler beschlossen, sich auf gleiche Art selbst zu prüfen; dann würde Einigkeit und Friede die Seegenreiche Frucht seyn.

Außer einigen Dissertationen ließ Thomasius in diesem Jahr nichts mehr drucken; aber seine akademischen Geschäfte setzte er mit unermüdetem Eifer fort. Auch besorgte er eine neue Auflage von dem bekannten Buche des noch bekanntern Mystikers, Peter Poiret, von der dreyfachen Gelahrtheit, *) und setzte ihm

alten Gesetzgeber freylich gefährlich; aber, wie es mir scheint, nicht, weil sie es an und für sich gewesen wären, sondern weil sie entweder üppige Tänze oder Lieder begleiteten, oder weil sie zum wenigsten die Erinnerung an üppige Scenen aufregten. In einer solchen Verbindnng aber reizt gewiß nichts mehr zur Wollust, als die Musik.

*) De eruditione solida, superficiaria et falsa. — Poiret nennt nur die Gelehrsamkeit solide, welche durch den intellectum passivum von einer göttlichen Erleuchtung erkannt wird; was ihm alsdann die eruditio superficiaria nnd falsa seyn

eine Vorrede vor, in welchem er es aufs Höchste empfiehlt: ein trauriger Beweis, wohin ein weiterstrebender Mann in einem ungünstigen Zeitalter gebracht werden kann. Peter Poiret war gewiß kein gemeiner Kopf; aber seine lebendige Phantasie, umherirrend im unendlichen Dunkel der Mystik, lehrte ihn dasjenige vergessen, was sein Geist durch die göttliche Kraft des Denkens nicht hatte ergründen können; überhaupt scheint uns zur Schwärmerey einer der ädlern Geister zu gehören, die das Gemeine für gemein erkennen, die aber das Unglück haben, daß ihnen auf dem Fluge zur Wahrheit und Gewißheit die Schwinge erschlafft: daher irren sie beständig über dem Gewöhnlichen umher, und weil sie nicht höher können, so glauben sie in der Ahndung des Höhern,

wird, ist leicht zu vermuthen. Von dem intellectu activo, d. h, von der Vernunft hält er gar nichts. Gut, daß er für seine Vernunft ein Zeugniß durch seine Schrift ablegt; Er beweis't im Grunde durch sein Thun, daß er sich selbst durch sein Wort verleumdet. — Das Buch kam heraus zu Amsterdam 1692. Vor der Ausgabe von Thomasius steht Frankfurt.

es selbst zu besitzen. Poiret hat gute Gedanken, aber er verachtet, wie Leibnitz sagt, was nicht zu verachten ist: gründliche Gelehrsamkeit. Thomasius riß sich später von der Gesellschaft los, in welcher er jetzt so viel Heil hoffte, und machte dies wiederum in einer Vorrede zu eben diesem Buche (1708) der Welt bekannt. Seinem Kopfe machte das Ehre; ob es zum Glück seines Lebens gereichte, das kann kein Andrer entscheiden. *)

*) In einer kleinen Abhandlung: Erinnerung wegen eines gedruckten Buchs, erzählt Thomasius, daß er in diesem 1694sten Jahre eine Reihe Sätze aufgezeichnet habe, in denen er seine Confession niedergelegt. Den Kern derselben brachte er in eine Tabelle, und theilte sie seinen Zuhörern in der Kirchengeschichte mit. Diese Sätze und diese Tabelle erschienen bald darauf gedruckt; Thomasius protestirt feyerlich dagegen und bittet alle Obrigkeiten das Schriftchen zu konfisciren; nicht, weil er den Inhalt nicht anerkannte, sondern weil er fürchtete mißverstanden zu werden, und weil er es überhaupt nicht für den Druck bestimmt hatte. Es ist uns nicht möglich gewesen, das Büchlein zu erhalten; aber einen Auszug davon hat Brucker.

Im folgenden Jahr, 1696, gab Thomasius ein Selbstgespräch heraus, um der Welt zu zeigen, in welchem Verhältniß er in der Zukunft gegen sie zu stehen entschlossen sey, und daß er wol wisse, wodurch er, von seiner Seite, dies Verhältniß zu einem feindlichen gemacht habe. Er gab ihm wegen der Zeit, — und nicht, wie seine Gegner sagten, weil es Gedanken enthielt, die er in den Feyertagen aber nicht im übrigen Jahre befolgte — den Titel »Ostergedanken, vom Zorn und der bittern Schreibart,« und es enthält wirklich Gedanken, die sich unter einander verklagen und entschuldigen. Denn »der Geist« ist nicht etwa das gute Princip, das dem Menschen als ein Zeugniß seiner göttlichen Abkunft mitgegeben ist, und dem »das Fleisch« als das böse, oder als der blinde Trieb sinnlicher Lust gegenüberstände: *) sondern auch dieses ist beym Tho-

*) In der Geschichte der Weisheit und Thorheit sagt Thomasius, Th. II. S. 151: »Das Reich Gottes und sein guter Geist ist in uns, und der Teufel würket in den Kindern der Verdammniß. Wer aber Gott nicht in sich fühlet, fühlet auch den Teufel nicht.“

masius ehrenwerth, denn es handelt nach Gründen, und liebt die Wahrheit. Der Geist ist vielmehr, nach Thomasius Ansicht, der Christ in ihm, der den Menschen zu bessern bemüht ist. Er erzählt selbst, in der Abfertigung des Pietistischen Unfugs, daß der fromme Spener ihn wegen seiner satyrischen Schreibart treffliche Erinnerungen und Vermahnungen gethan: *) daher darf man wol sagen von diesen Ostergedanken, der Geist in ihnen ist Spener und das Fleisch ist Thomasius. Jener hält diesen seine satyrische und bittere Schreibart vor; dieser behauptet zwar, sein Zorn sey daher entstanden, »daß er sehen müssen, wie die Wahrheit und Frömmigkeit so verfolget werde, und daß die Welt die Lügen für Wahrheit achtet, und Heucheley für Frömmigkeit ausgiebet.« Aber der Geist weiß das Fleisch durch

*) Speners Gründe wirkten damals nichts; er hatte Thomasius Satyren nicht gelesen, darum hatte dieser Gegengründe. „Der Pietistische Unfug" ist ein erbärmliches Schriftchen, voller Lügen und Verleumdungen. Thomasius ließ eine Abfertigung desselben drucken, in welcher er ihm das beweißt.

seine Fragen so kleinlaut zu machen, daß es gestehen muß, Selbstliebe, Ehrgeiz und die süße Lust der Rache habe nicht wenig Antheil daran gehabt, daß es die Wahrheit — denn daß es die gesagt habe, gesteht der Geist — so gesagt, wie es gethan. Zwar bringt das Fleisch manchen trefflichen Grund für die gute Seite der Bitterkeit im Schreiben vor: alle Wahrheit sey bitter. Aber eben deßwegen soll man sie, wie der Geist behauptet, nicht noch, um sein Müthgen zu kühlen, durch und und durch vergällen. »Grausame Wahrheit ist keine Wahrheit mehr, sondern Grausamkeit. Fleisch. Es ist aber Heroisch, wenn die Wahrheit mit einem Löwen-Angesicht sich blicken läßt. Geist. Löwen gehören zu Löwen und Menschen zu Menschen. Es ist besser, die Wahrheit hat ein freundliches Menschengesicht, als das Gesicht eines Löwen; willst du aber etwas anders, als Menschliches haben: die liebliche und von aller Bitterkeit entfernte Wahrheit hat ein Engels-Angesicht.« Die Gründe des Geistes bringen das Fleisch endlich dahin, daß es seine bisherige bittre Schreibart bereuet, Alle, die es damit geärgert, um Verzeihung bittet, und dazu, daß sie die Wahr-

heit selbst, die es gesagt, nicht ihrer bittern Schale wegen lästern wollen: und endlich verspricht es, daß jeder sich künftig zu ihm Liebe, Sanftmuth und Weisung zu versehen haben solle. *) Aber, wenn auch nicht das Fleisch willig und der Geist schwach war, so entband eine veränderte Überzeugung doch späterhin dem Thomasius seines Versprechens, wenigstens nach seiner Meynung.

In eben diesem Jahr begleitete Thomasius das Buch des Monzambano (Pufendorfs) de statu imperii Germanici mit Anmerkungen, die seiner nicht unwürdig sind, die aber, in so fern sie nicht juristisch oder historisch sind, mit seinen früher geäußerten Principien über das Naturrecht zusammenhängen. Zu gleicher Zeit ließ er eine Disputation, von Brenneisen verfaßt,

*) Die Ueberzeugung, daß die satyrische Schreibart unerlaubt sey, hatte Thomasius auch schon in seiner Apologie und in der „Abfertigung des Pietistischen Unfugs ausgesprochen; aber man kann auch bey ihm selbst Gründe finden, wodurch er widerlegt werden kann; und zwar aus Schriften nach dieser Periode, z. B. in der Vorrede zu den juristischen Händeln.

faßt, drucken, »über das Recht der Fürsten in Mitteldingen, *) oder Kirchen-Ceremonien,« und begleitete sie mit einigen Erinnerungen, worin er ihre Grundsätze zu den seinigen machte. Das waren sie ohnehin; denn Brenneisen war Thomasius Zuhörer, und dieser hatte die Grundsätze, von welchen Brenneisen ausgeht, fast wörtlich in seinen Vorlesungen aufgestellt, wie seine Lehrsätze beweisen, »vom Recht eines christlichen Fürsten in Religionssachen,« die er seinen Zuhörern dictirt hatte. **) Aber auch diese Lehrsätze sind nicht neu; sondern sie sind größtentheils entweder von Pufendorf, ***) oder von ihm selbst in seinen frühern Schriften aufgestellt, oder seine pietistische Ansicht machte sie nothwendig. Da sie aber noch im Deutschen nie so deutlich ausgesprochen, und da sie allen Thomasischen Schriften dieser Art zum Grunde liegen, so wollen wir einige der vor-

*) De jure principis circa adiaphora. Deutsch steht sie unter den auserlesenen Schriften. Halle 1705.

**) Sie machen, etwas sonderbar, den ersten Handel des zweyten Theils der philosophischen und juristischen Händel aus.

***) In dem Buche: de habitu religionis.

züglichsten, die hieher gehören, davon anführen, um so mehr, da sie dem Thomasius einen neuen Streit zuzogen, der auf seine äußere Lage zwar keinen Einfluß hatte, der aber doch die Veranlassung wurde, daß er seine Apologie schrieb, und darin die Geschichte seiner Vertreibung aus Leipzig erzählte. *) Sehr gut beschreibt Thomasius den Staat oder das »gemeine Wesen« also: »es sey die bürgerliche

*) Wir wollen hier einmal für immer bemerken, daß fast jede Schrift, die Thomasius bekannt machte, Widerspruch fand, so wie es ihm selten an Vertheidiger fehlte. Manche brachten Satyren und Pasquillen zum Vorschein, die wiederum ähnliche Erscheinungen von der andern Seite veranlaßten. Wir können uns unmöglich darauf einlassen, sie anzuführen; wir werden es vielmehr nie thun, so wie wir es nicht gethan haben, als nur da, wo Thomasius selbst seinen Gegnern antwortete. Auch würden wir wol wenig Dank ärnten, wenn wir dergleichen Schriften aus der Vergessenheit zögen, die sie verdienen. Die bessern Gegner und Schüler des Thomasius haben Werke von Werth geliefert: die wir zu characterisiren der Literärgeschichte überlassen müssen.

um gemeinen Friedens willen mit der höchsten Gewalt versehene Gesellschaft.« Der Fürst »führt« diese höchste Gewalt. »Die Regalien des Fürsten haben nur die Erhaltung des gemeinen Friedens zur Absicht.« Darum »ist das Thun und Lassen der Bürger, das den gemeinen Frieden nicht hindern noch befördern kann, den Rechten eines Fürsten nicht unterworfen.« Aber »die bürgerliche Gesellschaft ist wegen des Gottesdienstes nicht gemacht, befördert auch die Frömmigkeit nicht, hat den Gottesdienst nicht erfunden, braucht auch selbigen nicht als ein Instrument, die Unterthanen zu regieren.« Dies ist von dem innern Gottesdienst der natürlichen Religion zu verstehen, aber »der reicht nicht hin zu des Menschen Seligkeit.« Gott hat den Menschen offenbart, wie er verehrt seyn wolle: selbst den Ceremonien nach. »Aber von der jüdischen Religion und den Regalien der jüdischen Könige kann man nicht (wie man doch nach dem Thomasius noch ziemlich allgemein meynte) auf die christliche, und die Regalien christlicher Fürsten schließen.« — Ein christlicher Fürst darf keinem fremden Volk seine Religion aufzwingen wollen, und »bey seinen eignen ist er schuldig,

ihre Lehrsätze zu dulden, wenn sie gleich irrig sind, und ihre Kirchengebräuche, die sie für göttlich halten.« Aber »unter dem Prätext der Religion braucht er nicht solche Lehren zu dulden, die den allgemeinen Frieden und Ruhe grade zu (directe) turbiren.« Kann der Fürst entstandene Spaltungen nicht heben, so soll er die Partheyen dulden, aber keine gegenseitige Lästerungen erlauben; denn durch einen Rechtsspruch darf er keine Meynungen in Religionssachen entscheiden wollen; und noch weniger soll er dies Concilien, Synoden, Ministerien und Facultäten erlauben. Aber weil der Fürst für die Ordnung im gemeinen Wesen zu sorgen hat, und die Kirche sich im gemeinen Wesen befindet, so »gehört die Ordnung in den Religionssachen zu dem Rechte des Fürsten.« Glaubt die Gemeine, ihre Kirchengebräuche seyen von Gott befohlen, so darf der Fürst sie nicht gewaltsam ändern; in solchen Dingen aber, die nach dem Geständnisse der Gemeinen zu den Mitteldingen gehören, hat er Macht zu verordnen, was er dem gemeinen Wesen am zuträglichsten hält.

Diese Sätze und andre, die aus ihnen fließen, sind es, welche der Disputation des

Brenneisen zum Grunde lagen; und der junge Mann trägt sie mit der lebhaften Polemik gegen sein Zeitalter vor, die man einen Jüngling noch nie verziehen] hat. Er beruft sich so oft dabey auf die Geschichte, deren Werth jeder Schüler des Thomasius zu schätzen wußte, und spricht dabey so derb wider die formula concordiae, daß D. Carpzov in Leipzig es ihm und seinem Führer nicht vergeben haben würde, wenn auch kein andrer Umstand hinzugekommen wäre, der den Mann noch mehr gereizt hätte. Dieser Umstand war, daß Carpzov selbst schon, ohne daß Thomasius seiner Versicherung nach es wußte, den Titel einer Disputation bekannt gemacht hatte, »vom Rechte theologische Streitigkeiten zu entscheiden,« *) deren Inhalt, wie man leicht vermuthen mag, »das lutherische Pabstthum« begründen sollte. Dawider stießen die Grundsätze Brenneisens und seines Lehrers; darum erzählte Carpzov seiner Gemeine sogleich, »daß an einem benachbarten Orte, wo aller Unflat zusammen fleußt,« eine Disputation gedruckt und gehalten sey, die gottlose Lehren enthalte. Um sie aber desto

*) de jure dedicendi controversias theologicas.

besser wiederlegen zu können, bediente er sich eines Kunstgriffs, den man, wie Thomasius sagt, der päbstlichen Klerisey abgeborgt hatte. Er bewirkte durch seinen Bruder, den Consistorial-Assessor, daß nicht nur diese Disputation, sondern auch der Monzanbano, der Scholien wegen, welche Thomasius ihm beygefügt hatte, in Sachsen konfiscirt wurden. Darauf, als kein Mensch das Buch mehr hatte, ließ er seine Disputation drucken, und machte seinen Lesern weiß, er habe Thomasius und Brenneisen widerlegt. *) Aber jener begleitete

*) Thomasius sagt von dieser Disputation; „ich halte es für eine Schickung Gottes, daß Herr Carpzovius sie schreiben müssen. Der Papistische Clerus hat sonsten ein Axioma: man sollte des Vaters Noä Schaam nicht aufdecken, d. i. man sollte die Irrthümer der Clerisey nicht offenbar machen. Aber ich meine in dieser Disputation hat Noah seine Schaam selber entdecket. Denn es wird so offenbar darinnen großen Herrn ihr ganzes Jus circa sacra genommen und zu einem Strohwisch gemacht, daß man über die Verwegenheit erschrickt; und der Clerisey wird alle weltliche Macht in die Hände gegeben, daß es auch ein Jesuit nicht

späterhin diese Disputation des Carpzov mit Noten, die sie verdiente, und die ihren Zweck und ihren Werth nicht verhüllt ließen; dieser aber gab, 1696, sein »Recht Evangelischer Fürsten in theologischen Streitigkeiten« zu seiner Vertheidigung heraus; und dieser Vertheidigung fügte Thomasius seine Apologie bey, worin er die Geschichte seiner Händel in Leipzig erzählt; und weil das Urtheil der Schöppen daselbst wider ihn, daß es des Verhafts würdig sey, nicht, obwol er sich Mühe darum gegeben, aufgehoben war, und also bey Manchem noch ein Verdacht gegen ihn existiren konnte: so benutzte er diese Gelegenheit, sich gegen jede Beschuldigung zu vertheidigen, die man, so viel er wußte, gegen ihn vorgebracht hatte. *) Diese Vertheidigung, bey deren Ab-

ärger machen können. Und doch müssen dergleichen Schriften canonisiret, und die Politici beredet werden, als wenn an derselben die Wohlfahrt der ganzen Evangelischen Kirchen hinge, hingegen Thomasii Schriften seyn gottlose, Majestät lästernde, Atheistische, die Evangelische Kirche kränkende u. s. w.?"

*) Sie sind in dem Bedenken des Oberhofpredigers Carpzov über den Pietismus, wovon wir

fassung er Gott gebeten, seine Feder zu regieren, daß er nicht mit Zorn und Bitterkeit schreiben möge, um seine Ostergedanken nicht Lügen zu strafen, geht bis zu Brenneisens Disputation herab, und ist mit Würde und Kraft verfertigt. *) Und wie sehr Thomasius die Ge-

oben sprachen, enthalten. Beym Consistorio konnte Thomasius es nicht dahin bringen, daß ihm die Anklage communicirt wurde.

*) Am nachdrücklichsten und fast am weitläuftigsten vertheidigt er sein ungünstiges Urtheil von der formula concordiae, welche den Theologen „das palladium ihres After-Pabstthums war.“ Er erklärt sie — da sie nicht eine simple Confession des Glaubens, sondern ein Zwangbuch sey, was geglaubt werden soll — für ein höchst gefährliches und antichristisches Buch, das Unduldsamkeit, Verketzerung, Verjagung von Haus und Hof, Aufruhr und Zwiespalt, Mord und Todtschlag veranlaßt habe, welches er aus der Geschichte zu erweisen sich erbietet; und daß sie dergleichen noch ferner thun werde, darüber appellirt er an die Erfahrung der Zukunft. — Wegen diesen Behauptungen gab Friedrich August, jetzt König von Pohlen, noch 1679, der Universität Leipzig den Befehl, diese gefährlichen Principia zu widerlegen. 1698

rechtigkeit seiner Sache fühlte, und die Ueberlegenheit seines Geistes kannte — welches beydes aus den gegenseitigen Schriften ohnehin anerkannt werden muß, — davon ist das ein Beweis, daß er, zur endlichen Ausgleichung des Handels, vorschlägt, daß eine unpartheyische Commission darüber richte, oder, Falls dies nicht annehmlich scheinen sollte, daß die Sache durch öffentliche Disputationen abgethan werde, weil die Weitläuftigkeit des Schriftwechsels ihm unerträglich geworden sey. Dabey gesteht er der ganzen Zahl seiner Gegner acht Tage zu, um ihn für jeden beliebigen Satz seiner Schriften anzugreifen; er aber verlangt allein nur Einen Tag, um sie in ihrer armen Blöße darzustellen. — Seine Gegner haben die Herausfoderung, oder vielmehr diese Bereitwilligkeit zur Verantwortung, (denn eine

aber wird »der Lehre wegen, die wir jetzo bekennen," geboten, sich aller harten und bittern Ausdrücke gegen den Thomasius, »die wir nicht anders als sehr mißfällig vernehmen können« zu enthalten, und das Confisciren einzustellen. Dieser Befehl ist an das Geheimeraths-Directorium. Thomasius hat beyde ohne Noten abdrucken lassen.

Herausforderung schien dem frommen Mann zu ruchlos) nicht angenommen; wenigstens hat der Dispüt nicht Statt gehabt, aber sie konfiscirten seine Schrift, sobald sie erschienen war.

Ein andres Werk, welches Thomasius noch 1696 herausgab war »die Ausübung der Sittenlehre« oder »von der Arzney wider die unvernünftige Liebe, und der zuvor nöthigen Erkenntniß seiner selbst.« Sie fährt auf die Weise fort, wie die Einleitung angefangen hatte; sie zeigt, was ist, nicht was seyn soll; aber sie sagt manche schöne und kräftige Wahrheiten, die nur eine große Kenntniß der Menschen dem gemeinen Leben absehen konnte. Besonders scharfsinnig zeigt sich Thomasius, wo er die Scheintugenden aus der Vermischung der Lasterhaften Affecten herleitet. Aber während der Arbeit ging ihm ein Licht auf, wovon er, wie wir bey der Einleitung in die Sittenlehre erwähnt haben, vorher keine Ahndung gehabt hatte. Nemlich er kam auf die Frage: wie die Besserung des Menschen möglich sey? und er hilft sich hier auf eine Art, die ihm, bey seinem Pietismus eben so beruhigend seyn mußte, als sie, nach unserer Meynung, scharfsinnig ist. In dem vorletzten Capitel handelt Tho-

masius erst eigentlich von der Arzeney wider die unvernünftige Liebe, oder von dem, was die Vernunft lehrt, als das Mittel zur vernünftigen Liebe zu gelangen. Er giebt dabey keinen kathegorischen Imperativ, aber doch, wie er es selbst nennt, manchen Handgriff, der nützlich seyn würde für den Zweck »bey einem guten Vorsatz.« Thomasius war nicht der Mann, der ein solches Wort schreiben konnte, ohne wenigstens sich selbst Gründe darüber anzugeben; daher fragte er sich weiter: aber woher denn dieser gute Vorsatz? Cartesius und Aristoteles gaben ihm freylich eine Antwort; aber da diese ihm nicht genügte, sondern es vielmehr schien, sie hätten den Hauptpunct umgangen, so waren ihm Luthers Gründe gegen die Freyheit des Willens desto überzeugender. Er hatte gezeigt, daß Verstand und Wille gleichen Schritt halten, und zugleich verdorben und besser werden; oder wenn der eine ja abhängig wäre von dem andern, so sey es der Verstand von dem Willen und nicht umgekehrt. Darum sagt er jetzt: »Wille muß durch Wille bestritten werden, und wenn wir tugendhaft werden wollen, muß ein guter Wille den bösen bestreiten. Wo will der Mensch aber den

guten Willen hernehmen, indem er noch in dem Stande ist, daß er den herrschenden bösen Willen für etwas Gutes hält, und da der gute Wille von dem Bösen annoch gefesselt gehalten wird.« Daß dies durch eine Einwirkung von außen, durch einen andern guten Menschen geschehen könne, ist eine Antwort, die weder den Thomasius, noch irgend einen Denker, befriedigt. »Denn, fragt er, wo wollen wir tugendhafte Leute finden, die das kleine Fünkchen der vernünftigen Liebe, das bey uns ist, stark befeuren sollten, indem wir sie, wenn es ihrer auch giebt, ja nicht kennen können, weil wir ihnen so ungleich sind? Und es ist gewiß, daß wir nur das lieben, was uns gleich kommt.« Daher schließt er, »es sey höchst falsch, daß der Mensch einen freyen Willen habe.« Da aber diese Behauptung nicht nur seine Sittenlehre überflüßig zu machen schien, sondern auch alle Zurechnung und alle Gerechtigkeit der Strafen aufzuheben drohte, was den Thomasius gefährlich und frevelhaft dünkte; so suchte er dieser Folge dadurch zuvor zu kommen, daß er die Eine Seite des Willens, zum Schlimmerwerden hin, frey ließ, und dem Menschen ein Vermögen beylegte, sich wenig-

stens zu halten, daß er nicht immer tiefer sinke. Denn das Gewissen — er nennt es das Fünkchen vernünftiger Liebe — mahnt doch den Menschen, auch den verdorbenen und elenden; und er vermag, wenn er auf die Mahnung achtet, das zu erreichen, daß er nicht schlimmer werde. Dieses macht die Zurechnung möglich; aber für die Besserung kann keiner Trost aus der Sittenlehre holen. Den will aber auch diese nicht geben; sondern ihr Zweck ist nur, den Menschen ihren Mangel fühlbar zu machen, und ihn auf diese Weise zu einer heiligen Wissenschaft zu führen, zur Theologie. *) »Wo demnach die Sittenlehre aufhöret, da suppliret die göttliche Weisheit deren Defect und Mangel. Die Sittenlehre gehet nicht weiter, als daß sie dem Menschen den Stand der Bestialität zu erkennen giebt, und ihn von dar zu dem Stand der Menschheit leitet. Wie er aber von der Menschheit und bloßen Vernunft ab- und zum wahren Christenthum geleitet werden solle, das zeiget die heilige Schrift, und

*) „Die Erkenntniß des Unvermögens natürlicher Kräfte ist die erste Berührung göttlicher Gnade und des Lichts der Natur," sagt Thomasius irgendwo, vielleicht eben so wahr, als schön.

dazu hilft ihm die göttliche Gnade.« Und so stimmte Thomasius nicht nur mit sich selbst überein, sondern er knüpfte auch den Menschen an den Himmel, den ihm das Christenthum, nach seiner Ansicht, versprach; und wenn er, beym Mangel höherer Principien, es auch nicht aus seiner Philosophie begreifen konnte, daß die Möglichkeit der Sittenlehre unmöglich in der Sittenlehre und von der Sittenlehre bewiesen und begriffen werden kann, so zeigt doch der Ausweg, den er nahm, daß er weiter gedrungen war, als es gewöhnlich ist. Nach einigen Jahren schien ihm diese Auskunft nicht mehr nöthig; welche Einsicht sie ihm dann entbehrlich machte, werden wir zu seiner Zeit nicht unberührt lassen.

Thomasius hing seiner Sittenlehre einen «Beschluß« an, in welchem er sich über den Zusammenhang der philosophischen und der Sittenlehre Christi erklärt, und gleichsam sein Bekenntniß über das Christenthum darlegt. Er spricht darin, ohne die phantastischen Nebelgestalten der mystischen Schwärmer, eine so schöne Religiosität und einen so hohen, Einheit ahndenden, Glauben aus, daß es uns wehe thut, daß wir diesen Beschluß nicht, fast

ganz, abschreiben dürfen: aber er ist nicht nach dem Sinn der aufgeklärten Welt. *) Er endigt damit, daß er dar Welt, vielleicht vielen zum Trost, verkündet, er wolle etliche Jahre die Feder niederlegen. Unter die Ursachen setzt

*) Das Eine wollen wir wenigstens nicht unangeführt lassen, weil es beweiset, daß die Weltansicht des Thomasius wahrhaft religios war — daß er sagt, er glaube, „daß nur Eine Seligkeit des Menschen sey, die in dieser Welt angefangen und in jenrr vollendet werden müsse; denn wie der Baum fällt, so bleibt er liegen.“ — „Ich glaube, heißt es nachher, daß Gottes heiliger Geist, der Geist der Weisheit und der Erkenntniß, das Hauchen der göttlichen Kraft, und der Strahl der Herrlichkeit des Allmächtigen, den Menschen gebe die Weisheit, durch die sie selig werden.“ Vielleicht ist es nöthig, zu sagen, daß diese Stelle größtentheils aus dem Buche der Weisheit ist. Thomasius führt mehrere Stellen daraus an, und räth es mit einfältiger Andacht zu lesen. Und wir können nicht umhin, es sonderbar zu finden, daß dieses Buch fast von niemand gelesen zu werden scheint, da es doch Stellen enthält, die man bewundern und zu Motto's wählen würde, wenn sie ein Grieche geschrieben hätte.

er auch diese, die seinen Zeitgenossen wol nicht schmeichelte, daß man die Perlen nicht vor die Säue werfen müsse. Wer aufrichtig Wahrheit suche, der habe in diesem Theile der Sittenlehre schon den Schlüssel, der ihm die Pforte zu ihren erhabenen Hallen eröffnen könne; wer ihn aber nur aus Neugierde, und darum lese, andre Leute tadeln zu lernen u. s. w. — dem würde die Wahrheit zu Gift werden. »Endlich die Feinde der Wahrheit hätten schon an seinen bisherigen Schriften auf etliche Jahre genug zu verdauen, und die Köpfe daran braun und blau zu zerlaufen.«

Diese Drohung, eine Zeitlang nicht zu schreiben, wiederholte Thomasius in einem »Bericht,« in welchem er sich entschuldigte, daß er Bücher, die er herauszugeben versprochen hatte, nicht herausgeben könnte. *) Er hielt auch wirklich in so fern Wort, daß er in den nächsten Jahren weniger schrieb als bisher; wenn es aber bey seinem Entschluß sein Wunsch war, wie er in den Ostergedanken äußert, »aus dem Beruf, in welchem er in der Welt stand, heraus zn kommen, und es dahin

zu

*) Bericht de libris edendis.

zu bringen, daß seiner vergessen würde, wie eines Todten,« so hätte er sich auch nicht auf Disputationen einlassen müssen, welche die Seite berührten, wo die Theologen so empfindlich waren. Er schrieb nemlich im Jahr 1697 zwey Disputationen, wovon die eine die Frage untersuchte, »ob Ketzerey ein strafbares Verbrechen sey?« und die andre, nachdem jene schon einen gräulichen Lärm verursacht hatte, das »Recht des Fürsten gegen die Ketzer« erörterte. *) Wie Thomasius zuerst zu Untersuchungen dieser Art gekommen war, das ist erzählt worden; und daß er, als er in so heftige Streitigkeiten mit den Theologen gerieth, auf den Gedanken kam, den Ursprung ihrer Anmaßun-

*) Die eine hatte den Titel: problema juridicum, an haeresis sit crimen? und die andre De jure principis circa haereticos. Jene ist im 2ten Bande der Dissertationen die 35, diese die 37. Deutsch stehen sie unter dem im Text angegebenen Titel in den auserlesenen Schriften. Die „dreyfache Rettung des Rechts evangelischer Fürsten in Kirchensachen" 1702 und „das Recht evangelischer Fürsten bey Leichenbegängnissen," rühen ebenfalls mit jenen auf gleichen Grundsätzen; darum haben wir sie nur in einer Note anführen wollen.

gen, wovon er in der Bibel nichts fand, in der Geschichte aufzusuchen, war eben so natürlich, als für das Allgemeine höchst nützlich. Die Unduldsamkeit, welche die Pietisten erfuhren, die er schätzte, und mit denen er übereinstimmte, wenn er sich auch nicht öffentlich mit ihnen verband, mußte ihn besonders darauf bringen, daß er auf das Verfahren, welches man von jeher gegen die Ketzer beobachtet hatte, und auf die Rechtmäßigkeit dieses Verfahrens ein achtsames Auge richtete; nnd da er sich zu dem richtigen Begriff vom Fürsten erhob, daß er der Führer der höchsten Gewalt sey um des gemeinen Friedens willen, so konnte die Antwort nicht anders ausfallen, als daß er der Obrigkeit das Recht absprach, die Ketzer zu bestrafen. Die beyden angeführten Disputationen ruhen denn auch gänzlich auf diesem und den andern Sätzen, die wir aus dem Rechte des Fürsten in Religionssachen angeführt haben, und wir hätten ihrer so wenig, als seiner übrigen Disputationen erwähnt, wenn er nicht ihrentwegen von vielen Seiten für meineidig und einen Gotteslästrer erklärt wäre. Wundern darf man sich darüber nicht; denn Thomasius zeigte so klar aus der Geschichte,

daß man nie gewußt habe, was eigentlich ein Ketzer sey; zeigte so klar aus der Geschichte »die Practiquen der Pfaffheit, wodurch sie die Gesetze gegen die Ketzer ausgewirkt,« als er die Schaamlosigkeit derselben aus der Vernunft, und aus der Vergleichung der alten Zeit mit der neuen die Fortdauer des Pabstthums unter den Protestanten bewies. — Die ohnmächtige Wuth der Pfaffen gegen den Thomasius und seine Disputationen — wovon die erste in einem sehr lebhaften und oft satyrischen Dialog verfaßt ist, der schon beweiset, daß die Ostergedanken der eigentlichen Natur des Thomasius nicht entflossen waren *) —, die Wuth der Pfaffen, sage ich, hat aufgehört, aber die Wahrheit seiner Äußerungen und Behauptungen waren für das Kirchenrecht wesentlich, machten auf die bessern einen bleibenden Eindruck, und trugen gewiß nicht wenig

*) Ich habe in diesem Dialog S. 267 ein Zeitwort gefunden, was mir noch sonst nicht vorgekommen ist, ein Zeitwort schlegeln. So viel ich aus dem Zusammenhange verstehe — und es kommt nur einmal vor — so heißt es: falsche Schlüsse machen oder schlecht räsonniren aus einer petitio principii.

bey, den heiligen Geist der Duldsamkeit auszugießen, der nur von denen gelästert werden kann, welche Religiosität mit Pfaffenthum verwechseln, und welche in der Geschichte die Rechtgläubigkeit und Religionstyranney ihr furchtbares Recht nie üben sahen. Gleichgültigkeit gegen die Religion ist von Toleranz verschieden; und wenn sie sich an diese anzuschließen scheint, so ist das kein Beweis, daß sie eine Tochter derselben sey. Die Religiosität ist tolerant, wenigstens ist sie es beym Thomasius, Spener und andern; und es scheint, daß das Gefühl des Mangels derselben nur mit der Intoleranz versöhnen, und sie wol gar wünschenswerth machen kann. Diejenigen aber, welche das Zeitalter zurückzudrehen streben, und durch erborgte mystische Ausdrücke einen Glauben heucheln, den sie nicht haben und nicht haben können, um die Vergangenheit wiederum in die Zukunft zu ziehen — die handeln im verkehrten Sinn, zeigen sich als schlechte Philosophen, und verstehen nicht, daß die Entwickelung des Lebens und das Zeitlichwerden des Ewigen nur darin besteht, daß jeder Augenblick etwas Neues bringt, was der vorhergehende nicht begreifen konnte.

Das folgende Jahr hindurch beobachtete Thomasius sein literarisches Schweigen; aber er bearbeitete unterdeß, wie es scheint, Beyträge für den frommen Arnold zu seiner bekannten Kirchen- und Ketzerhistorie, die in den beyden nächsten Jahren herauskam. Vielleicht wäre das Werk ohne den Thomasius nicht zu Stande gekommen; aber, da wir nicht wissen, was er daran gethan hat, so müssen wir uns auf diese Bemerkung beschränken, und das Verdienst oder Unverdienst des Werks dem Arnold gänzlich lassen. Zugleich widmete sich Thomasius, wie zu vermuthen ist, den Pflichten, die ihm als Lehrer der Akademie oblagen, und übte seinen Geist an höhern Speculationen, deren Frucht »der Versuch vom Wesen des Geistes« war, den er 1699 herausgab. Wenn der Beyfall der Welt den Werth eines Buchs entschiede, was nicht der Fall ist, so würde dieses von allen Thomasischen das schlechteste seyn; absoluten Werth hat es auch wol nicht; aber für das Streben eines lebendigen Geistes nach Einheit des Menschen und der Welt ist es ein eben so schöner Beweis, als manches bewunderte System, das mit der Miene der Infallibilität hervortritt, auf die Thomasius, wie er

auch eben nicht Ursache hatte, nie Anspruch machte, und in dem Gange seines Lebens bezeichnet es eine bedeutende Stelle. *) Wir können aber nichts thun, als etwa die Ansicht darlegen, die uns dabey zum Grunde zu liegen scheint; denn einmal läßt sich kein Auszug aus dem Buche liefern, und dann war Thomasius auch nicht der erste, der sich — soll ich sagen, zu dieser Höhe erhob, oder in diesen Abgrund vertiefte? Und um seine Ansicht zu bezeichnen, dürfen wir nur seine Vorgänger nennen; es waren Fludd, **) Commenius, ***) d'Espagnet, †) und vielleicht auch Jacob Böhme, wiewol er den letztern nicht unter denen nennt, die mit ihm übereinstimmten. Schon in frühern Jah-

*) Die confessio doctrinae suae, von der wir oben sagten, daß wir sie nicht gesehn hätten, enthält nach den Auszügen, die Brucker daraus anführt, schon vieles aus diesem Buche.

**) Sein Werk hat den Titel: Philosophia Mosaica 1638 fol.

***) Sein Enchiridion Physicae restitutae erschien 1623. 12. zu Paris.

†) Von seiner Physices ad lumen divinum reformatae Synopsis giebt es eine Edition von 1663. 12.

ren hatte Thomasius das Verfahren der Physiker verlacht, welche die wunderbaren Erscheinungen der Natur, die vielleicht unerklärbar sind, nicht nur zu erklären sich bemühten — welches er ihnen gern erlauben wollte —, sondern auch erklärt zu haben meynten, wenn sie an ein Wort, was eben so dunkel war, als die Ursache der Erscheinungen, und nur ihr Unvermögen beglaubigte, ihre Erklärung anknüpften. Die Wörter: Kraft, verborgene Qualität, Anlagen u. s. w. nannte er schon damals Zufluchtsörter der Unwissenheit; *) und weil er sich nicht getrauen mochte, weiter zu kommen, als die andern, so hatte er das Studium der Physik ganz aufgegeben, die Philosophie in engern Gränzen gehalten und sich mit Dingen beschäftigt, wie wir gesehen, die unverkennbar eingreifen in das Leben der Menschen. Als er späterhin, wie erzählt ist, mit den Pietisten in Verbindung kam,

*) Von dem Worte Kraft sagt er oft, es sey ein Asylum ignorantiae, und von der qualitas occulta macht er in seinem Journal folgende Definition: qualitas occulta est vocabulum eleganter sonans cujus vi Physicus ignorantiam suam obvelare et incautam juventutem occulte pecunia emungere potest.

und seine Verhältnisse es nothwendig machten, diese Verbindung zu erhalten, so wurde er von diesen, indem im Widerstreite der Welt ihre offene Frömmigkeit nach und nach zur gutgemeynten, aber ausschweifenden Schwärmerey getrieben war, in die Schriften der genannten und andrer Mystiker eingeweiht, wie er durch die Herausgabe von Poirets Buch an den Tag legte. Bey der Ausarbeitung der Ausübung der Sittenlehre hatte er nun ferner gefunden, daß sie den Grund ihrer Möglichkeit nicht in sich selbst habe; und da er sich durch die Kraft des klaren Denkens das, was ihm dort unbegreiflich war, nicht auflösen konnte, so mußte die göttliche Gnade, eingreifend, wo die natürliche Kraft aufhört, ihm das Fehlende ersetzen. Und als er dieses Eingreifen der Gottheit in die Natur bey den Mystikern so weit durchgeführt fand, so konnte ihm Hoffmanns Experimentalphysik nicht genügen. Er hatte sich an diesen gewandt, um zu erfahren, ob er jetzt mehr aus den Experimenten erkennen möchte, als ehemals; aber bey seiner Vertrautheit mit dem Sinn der Mystiker, der desto göttlicher scheint, jemehr er die Natur als ein Ganzes umfaßt, und sich nicht auf das Einzel-

ne, welches er für kleinlich hält, einläßt, konnte er mit der Langsamkeit der Experimentirkunst, welche aus den Erscheinungen die Regel herleitet, sich nicht versöhnen; sondern er meynte, die Regel müßte zuvor aufgestellt seyn, und die Experimente, die sonst die Kosten nicht verdienten, müßten sie nur bestätigen. Daher gerieth er auf den Gedanken, die Natur a priori zu konstruiren, und er beredete sich leicht, daß es geschehen sey, da er nur so lange vereinigen und trennen, drehen und wenden durfte, bis das herausgebracht war, was, wie er ja vorher wußte, herausgebracht werden sollte: die Welt, wie sie ihm gegeben war. In der Freude darüber, daß die Natur, wie er sie vorfand, erklärt sey, übersah er, wie es vielleicht vielen geht, die Mängel seines Systems, dessen Nichtigkeit ihm eingeleuchtet haben würde, wenn er das, was werden wird, hätte konstruiren wollen; wer aber behauptet, er habe die Gegenwart a priori dargestellt, der sollte das, wie es scheint, doch auch von dem Künftigen können. Um das Leben erklären zu wollen, muß man freylich leben; aber deßwegen ist es auch im Leben unerklärlich. Thomasius kam also mit seinen Lehrern auf die uralte Idee von ei-

nem allgemeinen Weltgeiste zu dessen Beschreibung das Buch der Weisheit manche Farbe lieh, der, ewig sich gleich und ewig neu, sich in Allem gestaltet, was war und ist, im Metall, wie in der Pflanze, im Thiere, wie im Menschen. Wie aber aus diesem Geiste, von dessen Thätigkeit die Materie zuerst das litt, daß sie von ihm das Seyn erhielt, Alles wurde, die verschiedenen Geister, die guten und bösen u. s. w. das kann, wem daran liegt, es zu wissen, nur in dem Buche selbst nachlesen. Ob die Idee, die ihm zum Grunde liegt, nicht sonst von andern besser ausgeführt ist, daran zweifeln wir nicht (denn des Thomasius Unwissenheit in der Physik ist sehr groß); vielleicht wird sie es noch immer mehr. Denn, wie die Idee von jeher die Menschen beschäftigt hat, so wird sie es auch in der Zukunft thun; aber, wenn das auch ein Beweis wäre, daß sie wahr ist, so folgt daraus noch nicht, daß die Aufgabe, die sie aufstellt, gelöset werden kann. Denn will man bloß darthun, daß alle Veränderung nur eine Erscheinung Eines und desselben ewigen Gesetzes ist in einer andern Form: so wird sich auch die Zukunft leicht erklären lassen. Will man aber die bestimm-

ten Formen ableiten, in welchen das ewige Gesetz künftig anders und anders erscheinen wird, und will man aufzeigen, was diese bestimmten Formen grade zu diesen bestimmten Formen macht, so dürfte das unmöglich seyn. Will man es aber nicht, etwa weil man nicht kann, so erregt man den Verdacht, daß es mit der Ableitung des Gegenwärtigen und Gegebenen auch nicht so ganz richtig zugegangen sey. Und fragen darf man auch: wenn der Mensch hier Alles lösen könnte, welchen Zweck behielte die unendliche Zukunft?

So wie Thomasius bey seiner Schrift, ich möchte sagen, mit einem zusammengehaltenern Geiste und mit einem mehr besonnenen Verstande zu Werke gegangen war, als es bey Schriften dieser Art der Fall zu seyn pflegt, so zeigte er auch durch eine Disputation »über die Freyen und Leibeigenen der Germanier,« *) daß diese Dinge nicht seine ganze Seele beschäftigten; **) aber diese kurzen Andeutungen

*) de hominibus propriis et liberis Germanorum.

**) Um den Ton, in welchen die Dissertation geschrieben ist, zu zeigen, wollen wir eine Stelle daraus übersetzen: sie wird unsern Ausdruck rechtfertigen. — Thomasius warnt, dem Ta-

hat er in spätern Schriften weiter ausgeführt, und das überhebt uns, mehr darüber zu sagen.

Vom Jahre 1700 fing Thomasius in Verbindung mit dem Buddeus an, die bekannten

citus nicht Alles so blindlings zu glauben, denn er habe die Germanier nur vom Hörensagen gekannt, und zwar nur die ans römische Gebiet gränzenden. Er zeigt an einzelnen Beyspielen, wie Tacitus, (der die Germanier nur im Gegensatz gegen die Römer habe darstellen wollen, zur Beschämung der Letztern), zu seinen Versicherungen gekommen war, z. B. zu der, daß sie, wenn sie nicht Krieg führten oder auf der Jagd wären, die Zeit mit Schlafen und Schmausen zubrächten. „Deutsche Sklaven, sagt er, begleiteten ihre Herren in Rom in die Curie, ins Bad, aufs Forum, ins Theater u. s. w. Während sie ihren Herren zusahen, schliefen sie vor langer Weile ein. Die Römer wunderten sich darüber: aber Ihr, was macht ihr denn zur Zeit des Friedens? Wir jagen. Was denn? geht ihr nicht in die Curie? Nein. Ins Bad? Auch nicht. Doch aufs Forum? Bewahre. Wer besorgt das Haus? die Weiber. Wer die Äcker? die Alten. Und Ihr? — Was konnten sie antworten? Nichts anders, als: Nichts, d. h. nichts

»Hallischen Bemerkungen« *) herauszugeben. Wir rechnen ihm das aber nicht sehr zum Verdienst an, und glauben genug gethan zu haben mit der Anzeige, daß es geschehen. Denn die Wissenschaften wurden dem Wesen nach, wenigstens von Seiten des Thomasius, eben nicht weiter dadurch gebracht, und auf die Literatur unsers Vaterlandes konnten sie schon deßwegen keinen Einfluß haben, weil sie lateinisch geschrieben waren. Unter den Aufsätzen, die Thomasius selbst dazu geliefert, ist keiner, der, wie

von dem was ihr Römer thut. Die wunderten sich und sagten (Thomasius sagt es selbst deutsch): die Kerls thun doch nichts, als daß sie fressen und schlafen." — Die Liebe zum Trunk, die Tacitus den Deutschen Schuld gäbe, habe man ihm nachgesprochen, um sich damit entschuldigen zu können, (wiederum deutsch) „daß es ein altes löbliches Herkommen sey, und daß die alten ehrlichen Deutschen schon für tausend Jahren so gern getrunken." — Uebrigens hat er auch andere Gründe und bessere aus dem Tacitus gegen den Tacitus.

*) Observationes selectae ad rem litterariam spectantes.

es uns scheint, etwas Neues enthielte, was er nicht in andern Schriften auch gesagt hätte. *)

Ein wahres Verdienst aber erlangte Thomasius dadurch, daß er die Christen von der Neigung zu den gräulichen Schandthaten losriß, womit der Glaube an den Teufel und seine Verbündete sie so schrecklich befleckt hatte; daß er die Unschuld gegen die furchtbaren Anklagen der Verläumdung, der Bosheit, und der Unwissenheit sicher stellte, und den Weibern, nach Friederichs des Großen Ausdruck, das Recht vindicirte, in aller Sicherheit alt zu werden: aber dieses Verdienst war doch mehr zufällig, als daß er es sich erworben hätte. Wir brauchen die alberne Vorstellung von der Hexerey, und die eben so sinnlosen als phantastisch-verwirrten Erscheinungen, die man aus ihr herleitete, nicht ausführlich zu beschreiben; sie hat sich durch die Tradition noch allgemein genug erhalten, obwol sie im Ganzen für das erkannt wird, was sie ist. Auch ist es nicht

*) Er hat 20 Beyträge geliefert, die in den 6 ersten Bänden vertheilt stehen. Viele davon betreffen die Schulen; einige die Moral und das Naturrecht.

Jedermanns Geschäft, ein ekelhaftes Bild zu entwerfen, bey dem man nicht einmal durch die furchtbare Größe, mit der es hervortritt, schadlos gehalten wird für die Unförmlichkeit des Einzelnen und die Widerlichkeit des Ganzen. Darum wollen wir nur sagen, daß sich dieser Glaube bis zur Zeit des Thomasius unvermindert erhalten hatte. Wol hatten die wenigen Verständigen seine Albernheit verlacht, und die Menge der Unschuldigen, die ihm geopfert wurde mit Schmach und Schande vor der Welt, beklagt; aber Vorurtheile, die ihre jungen Gemüther so ganz durchdrungen hatten und die im Älterwerden mit denselben eins geworden waren, verblendeten meistens auch die Augen derer, denen man im Übrigen einen hellen Blick nicht absprechen kann; und Furchtsamkeit vor der Allgewalt der Pfaffen mochte auch viele zurückgehalten haben, daß sie ihre Meynung darüber nicht sagten. Aber nicht alle. In Frankreich, England und Holland hatte man dagegen geschrieben; und in Deutschland hatte ein Unbekannter den Richtern die größte Behutsamkeit beym Hexenproceß empfohlen. Auch hatte wirklich, wenigstens im protestantischen Deutschland, das Verbrennen

der armen Frauen, die das Unglück hatten, etwas von der Natur vernachlässigt zu seyn, und über 50 Jahre alt zu werden, aufgehört; aber auf den leisesten Wink des ersten Buben oder des unwissendsten Bauern, daß irgend eine Person sich eines Bündnisses mit dem Teufel verdächtig mache, war das Gefängniß der Beschuldigten gewiß, und eine schauderhafte Inquisition, die sie wenigstens um ihre Ehre brachte, wartete ihrer: und selbst die Unmündigkeit war kein Freybrief vor dem Richterstuhle. *) Darum war es allerdings sehr löblich von dem Thomasius, daß er die Sache, die schon zur Sprache gebracht war, auffaßte, und versuchte, ob er nicht besser durchdringen möchte, als seine Vorgänger, die zum Theil, **) wie

*) Thomasius hat selbst Acten drucken lassen, nach welchen 1694 ein Kind von 8 Jahren darum zur Inquisition gezogen wurde, daß es eine Maus aus einem Taschentuch drehen konnte, und eine alte Frau, die es ihm gezeigt, wäre fast auf die Tortur gekommen.

**) Z. B. van Dale und Becker, dessen Buch aus den Holländischen ins Deutsche übersetzt ist:

die

wie man gestehen muß, schon weiter gegangen, als er, und sein Name war es wol zu meist, was seine Gründe unterstützte: denn ohne diesen wären sie vielleicht eben so Wirkungslos geblieben, als die der Andern. Der Ärger darüber, daß bey den ersten Hexen-Acten, welche an die Universität 1694 geschickt wurden, seine Stimme, die er unüberlegt und durch Autorität verführt gegen die Beklagte abgelegt hatte, von seinem ehemaligen Lehrer Stryck verworfen wurde, machte ihn aufmerksam; und da ihm nach und nach mehrere Acten dieser Art in die Hände fielen, so wurde er das ungegründete, verblendete und gewaltsame Verfahren, das bey diesen Processen statt fand, bald gewahr. Darauf las er die Schriften, die über diesen Gegenstand, dafür und dawider, geschrieben waren; und als er endlich das Wesen des Geistes erforschte, so glaubte er zwar einzusehen, daß es einen bösen Geist gebe, der in den Schlechten wohne und wirke: aber der Teufel, der den Hexereyen als Vor-

die bezauberte Welt. Beyde leugneten den Teufel ganz, jener verdeckt, dieser grade zu. Mit dem Teufel war natürlich die Hexerey vernichtet.

steher diente, war ihm eben so widersinnig, als er ihm lächerlich wurde. Er versuchte alsdann nach seiner löblichen Weise, durch die Geschichte zu erfahren, wann und wie dieser Teufel geschaffen war, und fand, daß, obgleich der Glaube an Einwürkungen böser Geister sehr alt sey, doch dieser Teufel sein Alter kaum auf 500 Jahre gebracht habe. Mit solchen Resultaten aus seiner Philosophie und der Geschichte versehen, ließ er 1701 eine Disputation »vom Verbrechen der Zauberey« *) vertheidigen, die bald 1702 deutsch mit einer nähern Erklärung ausgegeben wurde: **) in beyden legte Thomasius jene Resultate der Welt vor. Er erkannte noch vieles an, was jetzt thöricht scheint; aber vielleicht war es weise Überlegung, die ihm rieth, so zu Werke zu gehen, um seine Absicht desto gewisser zu erreichen. Und ob sie

*) de crimine magiae.

**) Auch Reiche, der die Disputation unter dem Vorsitze des Thomasius vertheidigte, hat sie übersetzt und mit zwey Quartanten anderer Schriften und Acten, die Hexerey betreffend, begleitet.

erreicht ist, das kann unser Zeitalter am besten entscheiden. *)

In den nächsten Jahren lebte Thomasius seinen Geschäften als Lehrer der Universität, und verbreitete seine Vorlesungen, wie es zu erwarten ist, über alle Gegenstände, welche er für den künftigen Geschäftsmann nützlich und nöthig achtete: aber drucken ließ er nichts außer einigen Programmen und die Beyträge zu den Hallischen Bemerkungen. 1705 aber erschien sein »Natur- und Völkerrecht,« *) das, wie schon der Titel verkündigte, seine »göttliche Rechtsgelahrtheit« verbessern sollte. Und in der That, das Gebäude, was er dadurch auf einen Pufendorfschen Grund aufgeführt und größtentheils aus Pufendorfschen Materialien

*) Thomasius schrieb um diese Zeit auch eine Vorrede zu Zeidlers Tractat von der Wünschelruthe; 1712 eine Disputation: de origine ac progressu processus inquisitorii contra sagas; 1719 eine Vorrede zu Websters Buch von der Hexerey; und 1721 eine andre zu Beaumonts Tractat von Geistern, Erscheinungen, Hexereyen 2c. Die Literatur über diesen Gegenstand wurde seit dem Thomasius sehr weitläuftig.

**) Jus naturae et Gentium. 4.

zusammengesetzt hatte, wird in diesem Buche dem Grunde nach ganz eingerissen. Die Welt hat ihn darüber bitter getadelt, und ihm sein redliches Streben nach Wahrheit wol gar als Schwäche des Geistes ausgelegt: aber, wer Pufendorfs Lehre kennt, und mit uns den Gang verfolgt hat, den Thomasius Geist nahm, der wird es einsehen, daß er bey Pufendorfs Lehre nicht stehen bleiben konnte. Wer indeß die Welt kennt, der wird es eben so natürlich finden, daß man dieser Wankelmüthigkeit, wie man es nennt, so feind war. Thomasius hatte mit seiner alten Lehre viele Anhänger bekommen; man hatte ihm nach- und ausgeschrieben, und sich von der unumstößlichen Wahrheit derselben gewiß gehalten. Nun trat er selbst wider sich selbst in die Schranken: sollte man sich sogleich an seine Seite stellen, mit ihm wider die Sache fechten, die man auf sein Wort früher vertheidigt hatte, und so die Schmach seiner Knechtschaft öffentlich anerkennen? Die Menschen schämen sich dessen, was keine Schande seyn sollte, der Nachahmnng und des Einhergehens auf dem Wege, den ein andrer entdeckt hat; darum lügt auch der Blinde, er sehe, und wenn er nicht leugnen

kann, ein Andrer habe ihn hieher geführt, so stolpert er lieber am Rande umher, um sich das Ansehen zu geben, er gehe einen eignen Pfad. Im dunkeln sollte keiner den andern nachtappen; wenn er aber einsieht, warum dieser seine Schritte hierher gelenkt: warum soll er ihm nicht mit freyer Wahl nachfolgen? und warum es nicht gestehen, daß er nachfolge? Ein ewiges Gesetz der Welt ist: leuchte oder werde erleuchtet; denn des Lichts soll keiner entbehren wollen; und wozu wären Sonnen, wenn es keine Planeten gebe? — Thomasius hatte kaum in den Hallischen Bemerkungen das, ehemals vertheidigte, allgemeine positive göttliche Gesetz verworfen, und einen andern Begriff vom Gesetze aufgestellt, der seinem Naturrecht zum Grunde liegt; so wurde sogleich das Geschlecht rege, wovon wir erst sprachen, und andre stimmten diesem bey, weil wenigstens die Autorität des Thomasius ihre Behauptungen unterstützt hatte. *) Daß

*) Weber in Gießen untersuchte sogleich in einer Disputation, ob es wahrhafte allgemeine positive göttliche Gesetze gebe, und theilte, etwas spitz, den Thomasius in den vormaligen und nachmaligen (in Thomasium prioristicum et po-

dieser aber Grüude hatte, warum er von seiner frühern Meynung abgegangen war, und was er für Gründe hatte, das hat er selbst in der Einleitung zu diesem neuen Werke erzählt; und wie redlich er dabey verfahren ist: das beweis't eine Stelle in »dem Berichte von den künftigen Thomasischen Collegiis und Schriften,« in welchem er es ankündigt. »Es ist dem allwissenden Gott bewußt, sagt er, daß ich von Jugend auf mit aufrichtigem Herzen Wahrheit gesucht, auch mich nicht gescheuet, Alles dasjenige ohne Furcht zu bekennen, was ich gemeinet habe gefunden zu haben, und dasjenige, zu beantworten, was ich gemeynet habe, irrig zu seyn. — Darum hab' ich auch dasjenige, was ich bisher von der Moral und dem Recht der Natur oder sonsten von der Natur des

sterioristicnm); er wurde aber von diesem abgefertigt. Auch Buddeus war gegen ihn; und überhaupt gerieth Thomasius in dieser Zeit mit den Theologen in einen Streit, der sogar gerichtlich geworden seyn soll, den wir aber aus Mangel an bestimmten Nachrichten nicht erzählen können. Da er keine Folgen für Thomasius Leben hatte, so liegt auch wol wenig daran.

Menschen gelehret wieder vor die Hand genommen und ausgebessert.«

Von einem System des Naturrechts, das den Rechtsbegriff und die nothwendige Realisirung desselben aus der Vernunft selbst deducirte, kam auch bey diesem neuen Werke des Thomasius nicht die Rede seyn; will man ihm aber das übersehen, und ihm nachfolgen, wenn er aus der Beobachtung des empirischen Menschen sich Regeln abstrahirt, nach welchen er handeln soll, so wird man viele und große Wahrheiten und einen nicht gemeinen Scharfsinn, den wir so oft bey ihm gefunden haben, nicht verkennen. Aber weil diese Wahrheiten größtentheils doch nicht neu waren, so wollen wir nur das aus dem Werke so kurz als möglich ausheben, wodurch es sich auszeichnet. — Thomasius umfaßt mit dem Worte Naturrecht Alles, was in das Handeln des Menschen eingreift, außer der Religion; denn diese hat er scharf von dem, was sich aus der Vernunft erkennen läßt, gesondert, und will die Gesetze der letztern darum befolgt wissen, weil es Gesetze der Vernunft sind, — nicht weil sie geoffenbart sind: der Religiöse bedarf, wie er schon

oft gesagt, die Natur nicht mehr zu seinem Wegweiser. Das Recht der Natur, in diesem ganzen Umfange, hat zur Grundregel (nach dem, was Thomasius in der Sittenlehre als gut erkannt hatte): »der Mensch soll dasjenige thun, wodurch sein Leben verlängert und wahrhaftig glücklich gemacht wird; das Gegentheil soll er vermeiden.« Was sich auf ein künftiges Leben bezieht, das wird einer höhern Wissenschaft zu lehren überlassen. Bey dieser Grundregel war nun zunächst zu bestimmen, worin denn die wahre Glückseligkeit dieses Lebens bestehe? Thomasius antwortet: »im innern und äußern Frieden.« Beyde müssen sonach erhalten und befördert werden: und dies giebt eine Sonderung des allgemeinen Gesetzes in die Moral und das Naturrecht, im neuern Sinne, zu welchem letztern, was Thomasius die Gerechtigkeit (justum) nennt, noch die Wohlanständigkeit (decorum) als Beförderungsmittel kommt: die erste heißt ihm die Ehrbarkeit, honestum. Die Moral bezweckt den innern Frieden; die Gerechtigkeit und Wohlanständigkeit den äußern. Jedes dieser drey Stücke des Naturrechts hat seine eigne Regel, die wie es uns scheint, allein hinreichen würden,

den Scharfsinn des Thomasius zu beglaubigen. Die Regel der Gerechtigkeit ist: »was du nicht willst, daß es dir geschehe, das thue den andern nicht,« oder kurz: »verletze keinen,« d. h. störe keinen in der Freyheit, auf welche er neben dir Anspruch machen kann. Die Wohlanständigkeit hat folgende Regel: »was du willst, daß es dir geschehe, das thue du dem Andern:« ein ädleres und feineres Gesetz, als das vorige blos negative. Daher nimmt es auch zwischen jenem und dem edelsten, dem der Moral, die Mitte ein, und umfaßt Alles das, wozu der Mensch nicht gezwungen werden kann, und was von seiner guten Willkühr abhängt, ungeachtet es andern Menschen erwiesen wird und zum äußerlichen Frieden gehört. Die Regel der Moral endlich ist diese: »Was du willst, daß der Andere sich thue, das thue du dir.« Daß diese Regeln den Gegenstand nicht erschöpfen, und daß sie die große Frage unbeantwortet lassen: was man denn nun wollen soll? bedarf keines Beweises; aber das hindert nicht, sie für sinnreich anzuerkennen. — Übrigens behauptet Thomasius, so wie Aristoteles mit Recht meynte, daß einige gebohrne Sklaven seyen, daß es zweyerley Arten von

Menschen gebe: Weise und Thoren. Für jene, die diese zu bändigen haben, bedarf es keines eigentlichen Gesetzes, sondern nur des Raths, *) aber für diese muß es eine zwingende Gewalt geben, auf daß der äußere Friede nicht verletzt werde.

Wir glauben hier eine Disputation erwähnen zu müssen, welche Thomasius in diesem Jahre unter seinem Vorsitze vertheidigen ließ, und die, wenn sie auch sein Schüler, Bernhard, verfaßt hatte, doch nach den Grundsätzen, die er in seinen Vorlesungen verbreitete, verfertigt war. Sie betrifft eineu Gegenstand, für und wider welchen noch jetzt von berühmten Rechtsgelehr-

*) Ja, der Weise bedarf dieses Raths nicht einmal, von Außen her. Er ist sich selbst sein Gesetz; durch seinen eignen guten Willen ist jeder Gerechte frey vom Gesetze und äußern Zwang. So wahr und klar dieses ist, so meynte doch sogar Leibnitz, gegen diesen Satz des Thomasius ließe sich manches einwenden. Was er aber selbst einwendet, daß es keinen so vollkommnen Weisen gebe, trifft den Satz nur halb. Denn wenn es keinen giebt: nun so giebt es keinen; wenn es aber einen giebt, so bedarf er des äußern Gesetzes nicht.

ten gestritten werden soll; aber ihn zuerst zur Sprache gebracht zu haben — denn was Gräsvius früher darüber gesagt hatte, war vergessen — ist vielleicht ein Verdienst. Der Titel ist: Beweis daß die Tortur aus den Gerichten der Christen verbannt werden müsse. *) Wie der Beweis geführt wird, das mögen die, welchen daran liegt, selbst nachlesen; welche Ansicht aber der Verfasser und sein Lehrer von der Tortur hatten, das werden wir am besten dadurch zeigen, daß wir eine kleine Stelle aus der Vorrede übersetzen. »Die Tortur ist eine traurige Erfindung; denn durch sie wird den höchstunglücklichen, und bis jetzt noch nicht überführten Angeklagten gewöhnlich eine solche Strafe aufgelegt, welche an Grausamkeit diejenige übertrifft, mit welcher sie, wenn sie des Verbrechens vollkommen überwiesen wären, belegt werden würden. Denn kaum, kaum lassen sich die Martern, und mithin die Strafen, welche durch die Tortur dem menschlichen Körper angethan werden, mit den Ängsten des Todes vergleichen. O zu frevelhafte Verkehrtheit bey Ausübung der Strafgewalt! Was ist

*) de tortura e foris Christianorum proscribenda.

ungerechter? was kann von jedem Schatten von Gerechtigkeit Entfremdeteres gedacht werden, als arme Sterbliche, die noch unüberführt sind, mit so grausamen Strafen zu zerfleischen, welche zu denken ein Gemüth schaudert, dem noch ein leises Gefühl von Menschlichkeit übrig ist?« Und wenn die Vertheidiger der Tortur hiegegen einwendeten, daß sie nicht unüberführt wären, diejenigen, welchen die Tortur zu erkannt wird, so ließe sich antworten: aber wozu denn die Tortur? Wenn sie überführt sind: wozu bedarf es ihres Bekenntnisses? Bedarf es aber dieses, so sind sie nicht überführt. Und einen Unüberführten durch Martern so lange zu quälen, bis er sich für schuldig erkennt, ist eine Gräulichkeit, welche würdig zu bezeichnen die Sprache keinen Ausdruck hat. Daß aber ganz Unschuldige sich selbst des schwersten Verbrechens Schuld geben können, das hatten dem Thomasius die Acten bezeugt, welche Hexenprocesse veranlaßt hatten. Thomasius scheint die Abschaffung der Tortur noch lange nicht erwartet zu haben: aber der Staat, in welchem er lebte, ist zum Bessern hin auch schneller fortgeschritten, als der kühnste Geist damals vielleicht hoffen mochte.

Ein rechtliches Bedenken, welches in diesem Jahre, aber ohne den Nahmen des Thomasius, wiewol er sogleich erkannt wurde, unter dem Titel herauskam: »Bedenken über die Frage, wie weit ein Prediger gegen seinen Landesherrn, der zugleich summus episcopus ist, sich des Bindeschlüssels bedienen könne?« — führte ihn abermals in die Geschichte und wurde Veranlassung, daß er eine Historie des Kampfs zwischen der weltlichen und geistlichen Macht *) zu beschreiben sich entschloß: ein Vorsatz, den er erst viel später ausführte. Die Gelegenheit zu diesem Bedenken gab eine lutherische Prinzessin, welche einer Heirath wegen, die von ihrem Vater aus politischen Gründen sehr gewünscht wurde, zur katholischen Religion übergehen sollte. Mehrere Gutachten — unter welchen auch eins vom Thomasius — hatten diesen überzeugt, daß sein Kind durch diesen Schritt die ewige Seligkeit eben nicht in Gefahr setzen würde; und obwol einige Theologen einen solchen Übertritt für gefährlich und ewig verderblich erklärt hatten, so

*) historia contentionis inter imperium et sacerdotium.

hatte die Politik den Gründen der andern Seite doch mehr Gewicht gegeben. Aber seine Hofprediger hielten sich in ihrem Gewissen überzeugt, daß sie Alles aufbieten mußten, um eine Handlung zu hintertreiben, wodurch »ein Schäflein von ihrer Heerde verlohren gehen würde.« Und da er sich nicht daran zu kehren schien, so fingen sie an mit ihrem Strafamte, und mit dem Bindeschlüssel zu drohen, und verlangten, mit einigen Universitäten sich darüber zu berathen, ob einem Fürsten, der eine solche Absicht habe, die Absolution ertheilt werden, und ob er das heilige Abendmahl würdig genießen könnte? — »damit sie sich fremder Sünden nicht theilhaftig machen möchten, wenn sie ihm das Abendmahl reichten.« Darauf wurde ein Bedenken vom Thomasius verlangt, ob sie das Recht hätten, ihren Landesherrn die Absolution zu versagen und vom heiligen Abendmahl auszuschließen, wie sie zu thun drohten. *) Thomasius nahm keinen Anstand, es

*) Wir haben dies erzählt, weil Schröckh hier gegen den Thomasius disputirt, und ihn wegen des Ausdrucks: Bindeschlüssel, und dessen Verwechselung mit dem Kirchenbann tadelt. Hätte er die Veranlassung zu der Schrift bedacht,

auszustellen. Er bringt, wie es dem Juristen geziemt, zuerst die Gründe vor für die Prediger; aber dann zeigt er aus der Geschichte, daß sie das Recht schlechterdings nicht hätten, den Fürsten vom Gebrauch des Abendmahls auszuschließen — (obwohl sie ihm die Absolution, als welche wider ihr Gewissen laufen möchte, versagen könnten) —, weil der Kirchenbann mehr eine weltliche als geistliche Bestrafung sey; und er bewieß auch aus der Vernunft, daß es so seyn müsse, weil sonst, wenn von dem Kirchenbann nicht an den Fürsten — »den Führer der höchsten Gewalt im gemeinen Wesen« — appellirt werden könnte, der Staat »ein zweyköpfiges Wesen werden würde,« welches den allgemeinen Frieden stören müßte, u. s. w. Daß noch ein dritter Fall möglich sey, welches vielleicht nicht der schlechteste wäre, sah Thomasius entweder nicht, oder durfte als Protestant ihn nicht gestehen. Seine Schrift ist mit dem gewöhnlichen Scharfsinn verfaßt,

und sich erinnert, daß dem Thomasius die Sache vorgelegt wurde, und zwar mit den Worten, welche die Prediger selbst gebraucht hatten, so würde der Tadel von selbst weggefallen seyn.

und beweiset eine nicht gemeine Kenntniß in der Historie, aber doch mehr Belesenheit in neuern, als frühern Schriftstellern. Sie wurde wider seinen Willen gedruckt, und veranlaßte viele Bewegung; auch erschienen mehrere Gegenschriften, aber Thomasius hat keine beantwortet; *) sie hat aber gewiß nicht wenig beygetragen, die falschen Begriffe vom Bindeschlüssel zu reinigen, durch welchen die Theologen die

*) In einer dieser Gegenschriften von einem Professor Edzard in Hamburg kommen sogar Verse gegen den Thomasius vor. Da sie den Geist recht gut bezeichnen, in welchem der größte Theil der Schriften, welche gegen ihn heraus kamen, geschrieben waren, so mögen sie hier stehen. Sie werden uns der Weitläuftigkeit überheben, welche die Erwähnung der einzelnen Schriften nach sich ziehen würde. Also lauten sie:

Ein längst verlohrner Sohn, der alles Gut verprasset,
Was an Religion, an Ehr' und Namen ist,
Der hasset, was man liebt, und liebet, was man hasset,
Der Hohn für Wasser säuft und Spott für Trebern frißt,

Lacht

die Herrschaft über die Thür zum Himmel zu besitzen glaubten.

Nach so vielen und so starken Angriffen auf die Geistlichen konnte sich die Welt, die es selten begreift, daß man deßwegen eine Sache nicht verwirft, weil man ihren Mißbrauch tadelt, nicht überzeugen, daß es im Ernst gemeynt sey, als Thomasius 1707 eine Disputation herausgab »von der Pflicht eines evangelischen Fürsten, die Besoldungen und Ehren-

Lacht alle Lehren aus, dreht und verkehrt die Bibel,
Ist wol ein Ismael und wahres Kirchen-Uebel.

Gespenster glaubt er nicht, auch keinen Bund der Hexen,
Welch atheistisch Gift, das er hierunter hegt!
Er ist ein Höllen-Huhn, das jetzo erst will käcksen,
Bis daß es nach und nach die Eier hingelegt,
Den Sadducäer Geist von Neuem auszubrüten,
Ach dafür woll' uns doch der liebe Gott behüten.

T.

Stellen der Kirchendiener zu vermehren.« *) Aber der ganze Ton der Abhandlung beweiset, daß Thomasius nicht spottete, so wie er die Ungezogenheit eines leichtsinnigen Zeitalters nie übte, das zu verspotten, was keinen Spott verdient; und es gereicht ihm um so mehr zur Ehre, die Sache eines ehrwürdigen Standes zu führen, je mehr unehrwürdige Dinge er von den einzelnen Mitgliedern desselben erfahren hatte. Was die Abhandlung selbst betrifft, so wollen wir nur das darüber sagen, daß, obgleich sehr Vieles von dieser wichtigen aber selten beachteten Pflicht geschrieben ist, doch in wenigen Schriften dieser Art soviel gegründete Wahrheiten mit so wenigen Worten gesagt seyn dürften. Aber eben das, daß noch so viel, diesen Gegenstand betreffend, geschrieben wird, ist vielleicht ein Beweis, daß diese Abhandlung des Thomasius zu denen gehört, die das Schicksal hatten, Wahrheiten umsonst zu sagen.

Schütz gab in diesem Jahre, 1707, eine

*) De officio principis evangelici circa augenda solaria et honores ministrorum ecclesiae. Unter dem im Text angeführten Titel steht sie im zweyten Bande der auserlesenen Schriften.

deutsche Übersetzung von dem Buche des Hugo Grotius »vom Rechte des Krieges und des Friedens« heraus, welche Thomasius mit einer Vorrede begleitete. Um das Verdienst des Hugo Grotius, »welcher das Werkzeug war, dessen die Weisheit Gottes sich bediente, die so lange gedauerte Verwirrung des natürlichen und übernatürlichen Lichts — (d. h. der Offenbarung und des Naturrechts in dem weiten Sinne des Worts, den wir oben bestimmt haben) — aufzuheben einen Anfang zu machen« — um sein Verdienst und den Werth einer deutschen Übersetzung seines Buchs desto besser zu bezeichnen, giebt Thomasius einen kurzen Begriff von der Historie des Rechts der Natur, der Lob verdient. Aber was diese Vorrede für den Gang seiner Denkungsart bemerkenswerth macht, das ist die Äußerung, die er hier gegen die Mystiker ausspricht, welche er ehemals vertheidigt hatte: »daß die mystische Lehrart zu seinen Zeiten ganz unverschämt auftrete, und die Lehre des natürlichen Rechts als eine heillose und gefährliche Lehre schände und schmähe.« Der Pietismus, nemlich diejenige religiöse Stimmung, die zuerst mit diesem Namen von ihren Gegnern belegt wurde, und die an

dem Thomasius, wie sie es verdiente, einen so warmen Vertheidiger fand, war für ihn der Stufengang geworden, auf welchem er in die Tiefe des Mysticismus stieg; aber sein Geist hatte eine zu bestimmte Form, als daß er sich lange in diesen Irrgängen hätte aufhalten lassen, und Locke's Buch vom menschlichen Verstande wurd der Faden, an welchem er sich wieder heraus fand. Dem größten Theile der andern hingegen, die gleichfalls aus Bedürfniß des Herzens die Lehre des frommen Speners und seines Schülers, Franke, angenommen hatten, war es nicht besser gegangen; und da sie an den Pfeifern, Carpzoven, Meyern und Löschern so ungerechte, als unbefugte Bekämpfer fanden, so hatten sie sich, um sich dagegen zu vertheidigen, auch auf sich zurückgegangen, zu einem Körper vereinigt und sich eben dem blinden Eifer ergeben, welchem sie Anfangs so feind waren, welcher aber stets einer Secte eigen ist. Thomasius, der seinen freyen Nacken nie dem Joche der Sectirerey beugen mochte, sah die Wendung, welche die Sache nahm, mit Betrübniß; aber er würde sich doch wahrscheinlich nicht so öffentlich gegen diejenigen erklärt haben, mit welchen man ihn früher ver-

einigt glaubte, wenn nicht andre Umstände ihn vermocht hätten, dem Mysticismus entgegen, und auf die schöne aber selbstständige Einfalt hin zu arbeiten, welche ihn zuerst dem Pietismus gewonnen hatte, und welche allein ihr Heil aus der heiligen Schrift, mit reinem Herzen gelesen, erwartete. Zu diesen Umständen gehört, daß Thomasius täglich Studenten sah, welche die innere Selbstbeschauung und das Erwarten einer unmittelbar göttlichen Erleuchtung »durch Kopfhängen« und andre äußere Zeichen, die man für Beweise der Religiosität hielt, zur Schau trugen, während jedes Wort, was sie redeten, ihre Unwissenheit und Albernheit beglaubigte; daß die Universität auswärts in den Ruf kam, »die Jugend werde daselbst verdorben durch den Vortrag der falschen mystischen Lehren,« und daß selbst Thomasius in diesem Verdacht stand. Dies veranlaßte ihn, schon 1699 in seinen »Grundlehren für einen Studiosum Juris« es der Welt vor Augen zu legen, daß die Mystik ihn wenigstens nicht der Vernunft beraubt habe, und daß er auf Gelehrsamkeit halte; und seine »Klugheitslehre,« vou 1705, verräth gleichfalls Spuren dieser Absicht. Jenes Buch haben wir

nicht angeführt, weil es in den »Cautelen« wiederholt wurde, und von diesem läßt sich nur sagen, daß es viele gute Rathschläge enthält, die ein scharfsehender Mann im Laufe des Lebens für das Leben abstrahirt hatte; und das besonders darauf hinarbeitete, »weil gelehrte Narren die größten Narren zu seyn pflegen,« zu zeigen, daß Gelehrsamkeit ohne Klugheit keinen brauchbaren Mann für die Welt bilde. Aber daß Thomasius jetzt öffentlich gegen die Pietisterey, im verderbten Sinne, polemisirte, daran scheint uns auch noch der Umstand Schuld, daß sich während dieser Zeit, aus Liebe zum Mysticismus, hin und wieder Rotten bildeten, die Pietisten genannt wurden, und die durch die Verachtung, in welche die Vernunft bey ihnen gerieth, bis zur Viehischheit hinabsanken, mit heiligen Worten die ruchlosesten Thaten begingen, und mit ihnen die unsinnigsten Dinge adelten. *) Thomasius fühlte

*) Thomasius selbst hat im dritten Theile der gemischten Händel die beurkundete Geschichte einer solchen Rotte von unsinnigen Schwärmern erzählt; und wenn auch nur der vierte Theil von dem wahr ist, was ihnen zur Last gelegt wurde, so wird es uns noch immer unbegreif-

wohl, daß, wenn er auch nicht entfernt Schuld an diesen Vorgängen war, er doch durch seine Anpreisung mystischer Schriften diesen unsaubern Geist menschlicher Verirrung nähren würde. Dies bestimmte ihn wol zunächst, sich gegen den Mysticismus zu erklären, und das Recht der Vernunft, welche sich schrecklich an dem rächt, der sie verachtet, gegen ihn zu vertheidigen; und so wurden ein Pietist und ein frommer Christ ihm nach und nach Gegensätze. Diese Erklärung gegen die Mystik fängt in der Vorrede zum Grotius an; und wird noch stärker in der, womit er eine neue Auflage des Poiret versah. Die Tendenz der Vorrede zur ersten Ausgabe war gewesen, den Poiret anzupreisen und die Gemüther empfänglich zu machen für seine geheimnißvollen Lehren; die Tendenz der letzten aber war, die Gemüther zu warnen und zu bewaffnen, damit Poirets und andrer Mystiker so angenehme Beredtsamkeit sie nicht verletzen möchte. Und dieses Streben

lich seyn, wie Menschen, die nicht verrückt waren, auf solche Tollheiten gerathen konnten. Diese Acten waren dem Thomasius, von 1703 an, nach und nach in die Hände gekommen. —

ist in allen folgenden Schriften des Thomasius mehr oder minder erkennbar.

1709, nachdem seine Feinde in seiner Vaterstadt, Leipzig, entweder gestorben waren, oder sie verlassen hatten, wurde Thomasius, weil das neue Geschlecht den Werth ihres Bürgers und die Ungerechtigkeit kannte, mit welcher man ihn ehemals behandelt hatte, und welche Genugthuung heischte, auch weil am Hofe die bekannten Veränderungen vorgegangen waren, nach Leipzig unter sehr vortheilhaften Bedingungen berufen. Er aber, dem durch die liberale Aufnahme, die er gefunden hatte, der Brandenburgische Staat zum Vaterlande geworden, und der nicht leichtsinnig genug war, eine Glaubensformel, an welcher die Sachsen ihre Seligkeit gebunden glaubten, und von deren unreligiosem Zwang Thomasius sich überzeugt hielt, zu unterschreiben — er schlug den Antrag aus, so wie er den des Herzogs Moritz von Zeitz ausgeschlagen hatte, wodurch er ihm eine wirkliche Geheimerathsstelle conferirte; Dafür war er von seinem Landesherrn, dem Könige von Preußen, mit dem Geheimenrathstitel beehrt, und jetzt erhielt er das Verspre-

chen. Strycks Stelle nach dessen Tode zu erhalten. Stryck starb 1710, und Thomasius wurde nun Director der Friedrichs-Universität, Professor primarius und Decan der Juristenfacultät: Würden, welche die Achtung beweisen, die sich Thomasius erworben hatte. Darauf gab er noch in diesem Jahre heraus: die »höchstnöthigen Cautelen, welche ein Studiosus Juris, der sich zur Erlernung der Rechtsgelahrtheit auf eine kluge und geschickte Weise vorbereiten will, zu beobachten hat.« Und als er bald darauf auch die Professur des Canonischen Rechts erhielt, so folgten 1712 die »höchstnöthigen Cautelen bey der Erlernung der Kirchen-Rechts-Gelahrtheit.« *) Thomasius, wie jeder Eklektiker, verhält sich zu seiner Philosophie, wie der Bewohner eines Hauses, das er gemiethet hat, zu diesem. Die einzelnen Zimmer und Gemächer werden so fein verziert, als er es vermag, die Verbindung derselben mit einander so geschickt angelegt, als es thunlich ist, und überhaupt alles so eingerichtet,

*) Das erste Buch hat den Titel: cautelae circa praecognita jurisprudentiae, das andre cautelae circa praecognita jurispr. ecclesiasticae. Deutsch kamen sie 1713 heraus.

daß er so bequem als möglich darin wohnen möge: aber er achtet nicht darauf, ob es nicht vielleicht auf den Sand gebauet, und er untersucht nicht den Grundstein des Ganzen, weil es nicht sein Eigenthum ist. Thomasius giebt in beyden Büchern die Grundlehren von 1699 erweitert und verbessert. Aber auch diese Grundlehren enthielten fast nichts, was nicht in seinen frühern Schriften zerstreuet gewesen wäre, vermehrt mit einem Auszuge aus Arnolds Geschichte und Pufendorfs Verhältniß der Religion zum Staate. Thomasius liefert gleichsam einen Auszug aus sich selbst, und wer nur wissen will, was er lehrte, der wird es größtentheils aus diesen Büchern erfahren; aber der will am wenigsten wissen von dem Thomasius. Zwar hat er manches hier gesagt, was frühern Sätzen geradezu entgegengestellt ist; aber das gilt nur von einzelnen, wenigen Sätzen. Das, worüber am wenigsten in seinen andern Schriften vorkommen möchte, dürfte in dem ersten dieser Bücher wohl das Kapitel von den mathemathischen Wissenschaften seyn, die er zwar sehr empfiehlt, über die er aber auch einige Grundsätze aufstellte, welche ihm einen Gegner an dem Professor Weidler zu Wittenberg zu-

zog. Das Interessanteste aber dürfte wol die Erzählung seyn, worin Thomasius den Gang zeichnet, den seine religiöse Überzeugung genommen hat, von seiner Erziehung in der Rechtgläubigkeit des Lutherthums an bis zu dem Grundsatze hin: man müsse sich vor der Orthodoxie in Acht nehmen; wir aber können ihn größtentheils aus den Resultaten, die wir gesehen haben, nachzeichnen: darum dürfen wir diese Erzählung nicht erst wiederholen. Was aber das Historische im zweyten Theil betrifft, (wobey freylich Arnolds Kirchengeschichte sehr benutzt ist: aber Thomasius hatte, wie wir bemerkt haben, auch daran Antheil, und darum ist das große Lob, was er ihr ertheilt, vielleicht etwas einseitig), so wollen wir darüber mit Beziehung auf die übrigen historischen Werke des Thomasius, sie mögen nun das deutsche Reich, oder das Natur- oder ein anderes Recht betreffen, nur eine allgemeine Bemerkung hinzusetzen. Historische Werke, die nicht in sich vollendet, sondern von spätern Werken übertroffen sind, und also zwischen diesen und frühern als Mittelglieder stehen — können, wie es uns scheint, nur im Allgemeinen characterisirt werden, indem gezeigt wird, wel-

che Stufe der historischen Kunst sie, zu der Vollendung der letztern hin, bezeichnen, und welche eigenthümliche Menschheit, als der Character des Verfassers, sich darin offenbart; oder sie müssen ganz im Besondern dargelegt werden, indem man auf die einzelnen Faden Rücksicht nimmt, die hier zuerst in die Historie gezogen worden, damit der folgende Geschichtschreiber sie in seiner Darstellung nicht wieder entschlüpfen lasse. Jenes liegt einer Literärgeschichte ob, dies haben gleichzeitige literarische Blätter zu leisten. Die historischen Arbeiten des Thomasius zeichnen sich aber weder durch die Form, in welcher sie dargestellt sind, noch durch eine Ansicht der Dinge aus, die nicht aus dem erklärbar wäre, was wir über ihn gesagt haben. Daher können wir über seine historischen Schriften nur bezeugen, daß sie mit Fleiß zusammengetragen und mit Wahrheitsliebe und einem freyen, oft kühnem Geiste verfaßt sind.

Was aber diejenigen Schriften betrifft, die sich auf das damals gangbare Recht, und überhaupt auf Gegenstände beziehen, die für den eigentlichen Juristen gehören, und die von dieser Zeit an vom Thomasius herauskamen:

so bescheiden wir uns, daß wir die Dinge nicht verstehen, und wollen lieber kein Urtheil geben, als ein solches, an dessen Gewißheit wir selbst nicht glauben dürften. *)

*) Zu beyden Klassen von Schriften können folgende gerechnet werden außer den schon angeführten:

Selecta Feudalia Thomasiana, quae exhibent selecta capita historiae Juris Feudalis Germanici. Die zweyte Edition mit einer Dissertatio de originibus feudal. ist vom Jahr 1728. Die erste erschien 1708.

Historia contentionis inter imperium et sacerdotium usque at saeculum 16. 1722.

Historia Juris naturalis. 1719.

Naevorum Jurisprudentiae Romanae antejnstin. libri II. 1707.

Specimen prudentiae Judicialis. 1710. 4.

Annotationes ad Ulr. Huberi libros tres de jure civitatis. 1708. 4.

Additiones ad Ulrici Huberi praelectiones Juris civilis. 1725. 4.

Notae ad singulos institutionum et Pandectarum titulos. 1713. 4.

J. P. Lancellotti Institutiones juris canonici. 1717. 4.

Pufendorfs Tractat von der geistlichen Mo-

Wegen eines gewaltigen Aufsehens, der Veranlassung mehrerer Schriften, und wegen Beschuldigungen der Irreligiosität und des Atheismus, die sogar bis vor den Landesherrn des Thomasius kamen, aber eben so, wie eine frühere Insinuation ohne Wirkung blieben — wegen alles diesen wollen wir die Disputation »von der Kebs-Ehe,« *) welche 1713 heraus kam, hier anführen. Thomasius hatte, wie wir wissen, die Professur des Canonischen Rechts erhalten. Aber er betrachtete dieses Amt nicht als ein solches, das ihn verpflichte, bey dem bisher Üblichen stehen zu bleiben; sondern er glaubte verbunden zu seyn, als Lehrer des Kirchenrechts dieses so weit zu verbessern, als es ihm möglich seyn möchte. Schon früher hatte er dahin gearbeitet als ein Rechtsgelehrter, jetzt glaubte er sich doppelt dazu verpflich-

narchie des Stuhls zu Rom mit Anmerkungen. 1714. 8.

Anmerkungen über Ossens Tractat von Verbesserung des Justiz- und Policey-Wesens.

Vorrede über Johann Clerici verteutschte Lebensbeschreibung einiger Kirchenväter und Ketzer 1721. 8.

*) De Concubinatu. Jenes ist der deutsche Titel.

tet. Das Hauptgebrechen des Kirchenrechts meynte er in dem Eherechte entdeckt zu haben, weil über die Ehe aus dem Pabstthum her, worin sie für ein Sacrament gehalten wird, sehr verwirrte Begriffe im Schwange waren. Darum hatte er schon eine Disputation »vom Jaworte« geschrieben, wodurch das Weib sich zuerst für die Braut eines Mannes erklärt; und wollte durch sie, und durch diese neue Disputation die Welt, wie es scheint, vorbereiten auf seine Anmerkungen zum Lancelott. Übrigens will Thomasius gar nicht die Rechtmäßigkeit der Kebsehe vertheidigen, sondern er will nur zeigen, daß d i e Gründe, welche man bisher dawider angeführt, nicht hinreichten, ihre Unrechtmäßigkeit darzuthun, und bey dieser Gelegenheit will er reinere Begriffe über die Ehe, wie sie schon mehr gelehrt waren, verbreiten. Darum zeigte er, daß die Kebsehen erst sehr spät in den Ruf der Unehrlichkeit und der Schändlichkeit gekommen seyen, und bewieß, daß die Gründe, welche man gegen sie anzuführen gewohnt war, aus dem römischen Begriffe von der Ehe als Sakrament, den die Protestanten verworfen hatten, entstanden wären. Darauf meynte man, daß nach der Ver-

werfung dieser Gründe — die Thomasius nur verwarf, um auf bessere zu dringen — der Kebsehe von ihm das Wort geredet sey, und mehrere, unter welchen sein College, der Abt Breithaupt, und der Pastor Reinbeck in Berlin, griffen ihn darüber an. Auf welche Weise? das erhellt aus »der Widerlegung der Einwürfe« gegen diese Disputation, die wahrscheinlich vom Thomasius, der sich Antoninus nannte, selbst ist. »Kaum, heißt es darin, war diese Disputation zum Vorschein gekommen, als man sie als eine Sache ansahe, welche alle Religion aufhübe. Es wurde nicht allein wider allen Wohlstand öffentlich dawider disputirt, sondern auch allenthalben Alles veranstaltet, dem Herrn Autor Verdrießlichkeit zu machen. Und durch dieses Lermblasen sind andre erregt worden, den Krieg häufig anzukündigen. Wenn sich aber die Leute einbilden, daß der Herr Autor mit ihnen sich in einen Streit einlassen werde, so fürchte ich, sie werden sich sehr betriegen. Denn dieser Streit ist nicht so beschaffen, daß die Wohlfahrt der Republik und der Religion daran hänge, weil ja der Autor freywillig gesteht, daß der Concubinat heutiges Tages mit bestem Rechte verboten werde.«

In

In den Jahren 1715 bis 1717 veranstaltete Thomasius in 24 Stücken »Summarische Nachrichten von auserlesenen, mehrentheils alten in der Thomasischen Bibliothek vorhandenen Büchern.« Zwar hat er selbst wenig daran gearbeitet, aber die Recensionen scheinen uns von seinen vorzüglichern Schülern herzurühren, die zugleich seine Freunde waren; denn in Allen herrscht, wenn nicht sein Geist, doch seine Grundsätze. Und wenn sie von der einen Seite beweisen, in welcher Gesellschaft Thomasius sein Leben hinbrachte, so enthalten sie von der andern schätzenswerthe Nachrichten. Übrigens brachte Thomasius diese und die nächstfolgenden Jahre zu mit der Herausgabe der genannten historischen und juristischen Bücher, mit Besorgung neuer Editionen der frühern, und mit Vorlesungen, die er stets veränderte, um nicht durch das beständige Wiederholen derselben diese Beschäftigung zum Handwerk zu erniedrigen.

Die »ernsthaften, aber doch munteren und vernünftigen Thomasischen Gedanken und Erinnerungen über allerhand juristische Händel« erschienen 1720 und 1721 in vier Quartbänden, und lieferten, was ihr Titel versprach. Auserlesen sind diese Händel, und betreffen solche

Gegenstände, die jeden interessiren, der es der Mühe werth hält, andre Zeiten und andre Menschen kennen zu lernen, als die, welche die Gegenwart in seinem väterlichen Hause zeigt. Die Ansichten, welche den Urtheilen des Thomasius zum Grunde liegen, können unsern Lesern nicht fremd seyn, und der muntere Ton, worin sie dargestellt sind, beweis't, daß sein Geist nicht gealtert war. Über diese Munterkeit spricht er in der Vorrede; und die Stelle verdient wohl, daß wir sie abschreiben, da sie seine jetzige Gemüthsstimmung beweis't, und da es ohnehin vielleicht das letzte Mal ist, daß wir ihn hören werden. Er erzählt, er sey schlecht und recht erzogen, und freymüthigen und fröhlichen Sinnes gewesen; darum habe er die Wahrheit anfänglich kühn gesagt: auch wohl in bitterm Scherz, weil er nur an andern gethan, was er selbst wohl habe leiden können. Seine Verbannung aus seinem Vaterlande habe ihn die Zeit und die menschliche Natur besser kennen gelehrt. Da habe er gesehen, daß die Satyre zwar auch ein Mittel wäre, tiefgewurzelte Irrthümer zu erkennen zu geben, daß sie aber nicht leicht Besserung bewirke. »Wie aber insgemein, fährt er fort,

zu geschehen pflegt, daß, wenn man sich von einem erkannten Irrwege entfernen will, man gar leichte, wenn man sich nicht wol in Acht nimmt, auf einen andern Irrweg gerathen kann: also ging es auch mir eine Zeitlang, daß ich vermeynte, die Wahrheit könne nicht anders, als durch Lesung ernsthafter und andächtiger Bücher erhalten werden, und müßte auch hinwiederum mit lauter Ernst oder mit Seufzen und Weinen vorgetragen werden. Jedoch gab Gott Gnade, daß ich meinen Fuß auch aus diesem Irrthum bey Zeiten zurück zog, und deutlich begriffe, daß die Erkenntniß der Wahrheit an und für sich selbst von dem Vortrage derselben nicht dependiret. — Ich wurde vergewissert, daß so wenig der ernsthafte und seufzende Vortrag die Lehrer vor Irrthümern bewahrete, als der muntere und lebhafte Vortrag nebst einem ungezwungenen und sinnreichen Scherz der Erkenntniß und Fortpflanzung der Wahrheit schädlich wäre; daß daher ein jeder Wahrheitsliebender das Talent das ihm Gott diesfalls gegeben, brauchen und bey demselben bleiben solle. Wenn z. B. der selige Johann Arnd, und der Gottesfürchtige D. Spener Lutheri oder Erasmi freudige

Schreibart hätten affectiren wollen, würden sie sich sehr prostituirt haben; und im Gegentheil, wenn der Mann Gottes Lutherus, und der andre Werkzeug Gottes Erasmus von Rotterdam ihre freudige und sinnreiche Schreibart hätten verstecken, und eine traurige, oder auch nur ernsthafte allezeit gebrauchen wollen, würden sie dem Pabstthum lange so großen Schaden nicht gethan haben, als so geschehen.« — Übrigens erzählt Thomasius im dritten Bande seiner Händel einen Theil seiner Schicksale in Leipzig, und diese Erzählung setzt er in den »vernünftigen und christlichen, aber nicht scheinheiligen Gedanken und Erinnerungen über allerhand gemischte Philosophische und Juristische Händel« fort.

Unter diesem Titel erschien nemlich von 1723 bis 1725, in drey Octavbänden, ein Werk, das mit der Fortsetzung der Recensionen von Büchern aus der Thomasischen Bibliothek beginnt, und dann eine Reihe von rechtlichen Fragen enthält, die mit eben den Vorzügen beantwortet, und zum Theil den Rechten gemäß entschieden sind, wie die des vorigen Werks. Wodurch aber dieses besonders schätzenswerth wird, das sind eben die Nachrichten von dem

Leben des Verfassers. Diesen Gedanken fügte er 1726, also im 72sten Jahre seines Lebens, einen Anhang hinzu, in welchem er die Erläuterung einiger dunkeln Stellen des Cicero, die er von mehrern gelehrten Männern erhalten hatte, mittheilte, und alsdann einigen von denen, die wider ihn geschrieben hatten, zeigte, warum er ihnen nicht geantwortet habe; theils hatte er es unterlassen, um Streitigkeiten zu vermeiden, in der Überzeugung, das Feuer werde schon verlöschen, wenn es nicht geschürt würde; theils, weil der Gegenstand zu unbedeutend geschienen, oder man nur im Worte von ihm dissentirt habe; theils auch, weil die Verfasser der Schriften gegen ihn keiner Antwort werth gewesen. Diese Schrift war, soviel wir haben erfahren können, die letzte des Thomasius. *)

*) Die Gelegenheit zu den Erläuterungen gab eine Anfrage des Thomasius in den gemischten Händeln über eine Stelle in Cicero's Orator, worin dieser sagt, man setze nobiscum, weil cum nobis — obscoenius klingen würde. Thomasius begriff nicht recht, warum? Und da er einmal beym Fragen war, so bat er auch noch, daß man ihm eine andre ähnliche Stelle erklä-

Anfangs setzte er darauf seine akademischen Vorlesungen noch fort; aber bald zog er sich zurück, weil ihn sein Alter daran mahnte, daß unsers Bleibens nicht auf Erden ist, und übergab sein Amt seinem Nachfolger, der schon ernannt war. Aber er sah seines Lebens Ende mit der heitern Ruhe entgegen, die das Bewußtseyn, gelebt zu haben, noch nie verließ. Er hatte, wie Schlözer sagt, auf Mit- und Nachwelt mehr gewirkt, als Alle Philosophen Griechenlands zusammengenommen: ob er

ren möchte; nemlich den Brief des Cicero an den Pätus, ad familiares IX. 22, den er aber nicht nannte. — Zum Beweise aber, daß Thomasius eben so munter endete, wie er anfing, wollen wir aus dem zweyten Theil des Anhangs folgendes erzählen. Ein gewisser Prediger Erdmann hatte wider ihn geschrieben unter dem Namen Salzmann. Thomasius sagt, das habe er gethan, weil er sich der Stelle aus dem Matthäo erinnert: Ihr seyd das Salz der Erden, und weil der arme Erdenkloß gemeynt, er schicke sich vortrefflich auf ihn. Thomasius rieth ihm, die Stelle bey einer folgenden Schrift auf das Titelblatt zu setzen, aber ja die Worte nicht zu vergessen, daß das Salz zuweilen dumm würde.

aber genützt oder geschadet, Wahrheit gelehrt oder geirrt, darüber grübelte er nicht: er hatte es redlich gemeynt, und wußte, daß die Thaten des Menschen nur Saamen sind, hingestreut in die Flur der Zeit und Früchtetragend nach dem Plane des Ewigen. Darum stimmte ihn der Rückblick auf den Gang seines Gehaltreichen Lebens zu einer heiligen Andacht, zu frommen Betrachtungen und zur kindlich-dankbaren Ergebung an den Allwaltenden. Der 23ste September des 1728sten Jahrs war der letzte Tag seines Lebens. Um den Sterbenden standen seine Gattin, Frau Augusta Christine, D. Polycarp Heylands Tochter, die seit 48 Jahren mit seltener Treue die Gefährtin seines Lebens gewesen war; sein Sohn, Christian Polycarp; zwey Töchter; fünf Enkel und zwey Enkelinnen: ein Sohn und zwey Töchter harrten des Vaters schon im Reiche der Seligen. Er blickte heiter in die Zukunft; die Seinigen weinten, seine Freunde trauerten, und Deutschland fühlte seinen Verlust.

Deacidified using the Bookkeeper process.
Neutralizing agent: Magnesium Oxide
Treatment Date: Sept. 2004

PreservationTechnologies
A WORLD LEADER IN PAPER PRESERVATION
111 Thomson Park Drive
Cranberry Township, PA 16066
(724) 779-2111

THE LIBRARY OF CONGRESS
1800

LIBRARY OF CONGRESS
0 012 894 832 6